Ph.pr.
794
h

Ph. pr. 794 h

Mallinckrodt

<36635074260012 S

<36635074260012

Bayer. Staatsbibliothek

Kleine Beyträge fürs practische Leben.

Von

Dr. Arn. Mallinckrod.

Nicht in der Ferne, in deiner Nähe suche die Wa[illegible]

Dortmund,
in Wilhelm Mallinckrodts Verlags-
Buchhandlung.

1815

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Diese kleine Sammlung von Aufsätzen, welche ich im Jahr 1811, ohne mich als Verfasser zu nennen, unter dem Titel: Beobachtungen und Ansichten, kleine Beyträge fürs practische Leben, herausgab, wurde vom Publicum mit Wohlwollen aufgenommen, und in mehreren Zeitschriften, z. B. in der Hallischen und Jenaischen Litteraturzeitung, so wie im Morgenblatt gütig beurtheilt. Dadurch ermuntert, nenne ich mich jetzt als Verfasser.

Fast alle diese Aufsätze entstanden zu verschiedenen Zeiten auf besondere Veranlassungen,

die

die ihnen eine practische Bestimmung und practische Seiten gaben. Ich hoffe, mehrere derselben bieten manchem Leser einzelne Ansichten, die beytragen können, daß er froher, glücklicher, oder auch nur ruhiger durchs Leben gehe.

Die Hallische Litteraturzeitung tadelte den Titel: Beobachtungen und Ansichten. Richtiger freylich, sind viele der Aufsätze Resultate, aus Beobachtungen abgezogen; ich habe daher nur den zweyten Titel beybehalten.

Dortmund im Februar 1815.

Arn. Mallinckrodt.

Inhalt.

Seite

I. Warum sind wir nicht glücklicher? ꞉ 1

II. Wie kämen wir weiter? ꞉ ꞉ 8

III. Wann sollen wir mit dem Religionsunterricht anfangen? ꞉ ꞉ ꞉ 15

IV. Was müßte wohl in unsern Zeiten für die öffentliche Gottesverehrung geschehen? 30

V. Und die Protestanten nennen sich tolerant? 50

VI Fragmente über Erziehung und Unterricht 57

VII. Ueber die verschiedenen Stände, besonders über den Handwerkerstand ꞉ ꞉ 80

VIII. Zweyte Ehen ꞉ ꞉ ꞉ 99

IX. Alt und Jung ꞉ ꞉ ꞉ 107

X. Kränklichkeit und Tod oft, wo man sie nicht ahnet ꞉ ꞉ ꞉ 116

XI. Sparsamkeit und Geitz ꞉ ꞉ 119

XII. Ich selbst ꞉ ꞉ ꞉ 122

Inhalt.

		Seite
XIII.	Eltern, liebt ihr eure Kinder?	123
XIV.	Frohe Gesellschaften	130
XV.	Etwas über Menschen=Beurtheilung	135
XVI.	Die Federfehden	137
XVII.	Aufklärung	142
XVIII.	Eine Bemerkung über poetische Darstellung des Bösen	144
XIX.	An die Deutschen	146
XX.	Unsere Vorfahren an ihre Urenkel	153
XXI.	Was darf unser Zeitalter von den Kräftigern der Nation erwarten?	161
XXII.	Lebensweisheit	165
XXIII.	Lebensklugheit, Lebensglück	170
XXIV.	Die weissen Häuser	182
XXV.	Die runden Tische	184
XXVI.	Wer auf einmahl viel nimmt, versteht sich schlecht auf seinen Vortheil	187

I.

1.

Warum sind wir nicht glücklicher?

Warum bin ich, warum sind die Menschen nicht glücklicher? So fragt mancher.

Warum haben so viele meiner Unternehmungen, bey aller angewandten Vorsicht, Ueberlegung und Klugheit, keinen glücklicheren, nicht den erwünschten und erwarteten Erfolg? Warum komme ich in eine bedrängte Lage? Warum treffen mich zuweilen so viele Unglücksfälle, mannichmahl Schlag auf Schlag? Warum sehe ich an meinen Kindern, selbst bey dem besten Willen, sie sorgfältig zu erziehen, mannichmahl keine Freude? Warum traf ich die Wahl eines Gatten, einer Gattin nicht besser? Warum sind meine häuslichen Verhältnisse überhaupt nicht

erfreulicher? Warum entreißt mir der Tod meine geliebte Gattin, meinen hoffnungsvollen Sohn?

So fragen wir oft — bald muthlos, bald unmuthig, bald zweifelnd an der ewigen Güte.

Aber setzen wir jener Frage: warum sind wir nicht glücklicher? eine andere entgegen: Liegt es in unsrer Bestimmung hier, glücklich und durchaus glücklich in unsern äußern Verhältnissen zu seyn? Wäre es gut, daß wir es wären?

Es sind Gemeinsätze, die jeder im Munde führt, deren Wahrheit jeder anerkennt: „wir leben in einer unvollkommenen Welt, wir sollen uns, unsrer Bestimmung nach, darin entwickeln, bilden, vervollkommnen.“ Aber an der Anwendung dieser Wahrheit fehlt es bey den meisten; wir wollen genießen, überall und stets genießen, äußere Behaglichkeit ist das Ziel unsers Strebens. Sinnlichkeit mischet sich überall ein, selbst die Erziehung arbeitet gewöhnlich hin auf Genuß und Sinnlichkeit, gröbere oder feinere. Daher unsere übergroße Anhänglichkeit an Glück, unsere besorgliche Abhänglichkeit von Glück und Unglück.

Freylich

Freylich — wir sind sinnliche Geschöpfe, aber wir sind auch mehr und das ist erhabener, wir sind moralische Wesen. Als solche sind wir einer höheren Ausbildung, sind wir einer verstandlichen (intellektuellen) und sittlichen Vervollkommnung fähig. Die Sinnlichkeit wird mit ihrer Hülle abgestreift, unser höheres Wesen, mit seiner Ausbildung, bleibt. Dieses ist der Gesichtspunkt, der uns gegenwärtiger, der uns immer gegenwärtig seyn, auf den unser Auge immer gerichtet seyn müßte.

Von ihm aus die Sache betrachtet, entwickelt und bildet nichts unsere Verstandes- und Willens-Kräfte mehr, als unangenehme Empfindungen, widrige Verhältnisse, Unglück. Wer sahe wohl ein sogenanntes Glückskind, dessen Wünsche nur selten ein Querstrich durchkreuzte, auf einer vorzüglichen Stuffe der Kultur! Höchstens wäre dieses bey sehr seltenen Anlagen und bey einer, in einem hohen Grade musterhaften Erziehung möglich.

Zur Ausbildung unsrer moralischen Kräfte gehört, so wie zur Erlangung körperlicher Fertigkeiten, Uebung, Uebung aber setzt Gelegenheiten

dazu voraus. Wie aber sollen wir uns in der Standhaftigkeit, in der Geduld, Sanftmuth, Milde, Nachsicht, Duldung, in jeder andern moralischen Vollkommenheit, und vornehmlich auch in dem innigen Vertrauen auf die gütige Vorsehung üben, wenn wir nicht in die Lagen versetzt werden, jene Tugenden üben zu können. Leicht lässet es sich sanft, nachgebend, nachsichtig, geduldig und standhaft seyn, wenn wir immer auf Rosen wandeln, wenn unser Verhältnisse bloß lachend, nie widrig und drückend sind.

Widrige Verhältnisse also und sogenanntes Unglück sind vorzüglich dazu geeignet, uns als moralische Wesen auszubilden, sie gehören folglich sehr wesentlich zu unserer Bestimmung in diesem Leben. Dieser Gesichtspunkt sollte uns durchaus geläufig werden. Erziehung und Unterricht sollten dahin wirken, unsere Ausbildung als moralische Wesen als das höchste und würdigste Ziel unseres Daseyns anzusehen, und demselben das Streben nach äußerer Behaglichkeit durchaus unterzuordnen. Wir würden dann ruhiger und zufriedener durch dieses Leben hinwandeln, wir wür-

den die Rosen, die sich auf unserem Pfade anbieten, dankbar und mit inniger Freude pflücken, aber nicht bloß Rosen erwarten, ja nicht einmahl wünschen, und über die Dornen, die wir hin und wieder antreffen, uns nicht betrüben noch weniger erzürnen; wir würden keine großen Hoffer, wir würden in Unglücksfällen und Leiden standhaft und männlich seyn, ja wir würden sogar, was der Mensch so eifrig sucht, mehr Genuß, und zwar wahren, edeln Genuß in dieser Welt haben, weil wir ihn da suchten, wo moralische Wesen ihn allein bleibend finden, in moralischer Vervollkommnung, kurz wir würden das erhabene Ziel unserer Bestimmung als moralische Wesen schon hier sicherer erreichen.

* *
*

Nachschrift.

Daß sich jene Frage auf das Wort Glück im eigentlichen Sinne bezieht, bedarf keiner Erinnerung. Denn anders verhält es sich mit der Glückseligkeit, d. i. der ruhigen Zufriedenheit mit unserem Zustande, welche mehr von uns selbst ab-

hängt

hängt und mehr in unserer Gewalt ist. Diese beruhet auf unserer Vorstellungsart von den äußeren Dingen und von unseren Verhältnissen; sie ist das wohlthätige Resultat der Ueberzeugung von dem Daseyn einer gütigen Gottheit, welche das Ganze mit Weisheit übersieht und umfaßt, allen Geschöpfen den ihnen angemessenen Standpunkt angewiesen hat, und sie sicher, in Verbindung des Ganzen, den ihnen möglichen Grad von Vollkommenheit und Wohlseyn erreichen lassen wird, ob wir gleich mit unserem eingeschränkten, einseitigen Wissen oft das, wie? zunächst nicht einsehen.

In dieser Hinsicht können wir Herren unseres Glücks, richtiger unserer Glückseligkeit, unserer Zufriedenheit werden.

Auch können wir Schöpfer unseres eigenen Glücks im engeren Sinne in so weit werden, als wir in Betreff unserer äußern Verhältnisse mit Vorsicht zu Werke gehen, und die Geschäfte des Lebens mit Klugheit und Fleiß betreiben, ob gleich auch dann der glückliche Erfolg mannichmahl nicht von uns abhängt. Hierbey aber keck behaupten wollen, Glück sey nur der Hinterhalt

und

und die Ausflucht der Schwachköpfe, ein jeder sey der Herr seines Glücks, diese Behauptung ist wahrlich vermessen, und nur der kann sie wagen, der in seinen bisherigen jugendlichen Jahren Glück in reichem Maaße genoß, und alle die glücklichen Zufälle seines Lebens dünkelstolz seiner Geschicklichkeit beymißt. Er am ersten würde bey gemeinschaftlicher Prüfung überführt werden können, daß sein Glück von Zufällen abhing, welche ganz außer seiner Kraft und Geschicklichkeit lagen.

II.

II.

Wie kämen wir weiter?

Man muß wissen, was man werden kann. Ist dieses wenig, so kommt man nicht weit; ist es viel, so ist das ein mächtiger Sporn. Der Zaunkönig bleibt beym Strauche, der Adler schwingt sich über die Wolken.

Lange sagte und lehrte man, und sagt und lehrt es häufig noch: „Der Mensch ist ein schwaches, ohnmächtiges Geschöpf; er kann wenig oder nichts, was er will; die Sinnlichkeit beherrscht ihn überall, meist unwiderstehlich; der Mensch ist in Sünden empfangen und geboren; der Mensch hat keine Kraft, keinen Werth in sich selbst, er kann nur in dem Blute und durch das Verdienst Christi *) gerecht

*) Man mißdeute diese Stelle nicht. Aus dem Zusammenhange wird jeder sofort ersehen, daß dieser ohnhin hier nur historisch angeführte Satz, in

recht werden.“ Ob das nicht Gotteslästerung ist? Der Ewige gab dem Menschen neben der Schwachheit Stärke, er gab ihm Verstand und Vernunft; er gab ihm die Fähigkeit, ihn, den Erhabenen, wenn gleich nicht vollkommen, zu erkennen, und sich seiner als Vaters zu freuen und als solchem ihm zu vertrauen; er gab ihm Thä-

---

dem leider zu gewöhnlichen, grob-gemeinen Sinne genommen ist, wornach die gröbsten Heuchler und Missethäter in dieser Lehre einen Schild und Mantel für ihre schlechten Handlungen suchten und fanden, ja welcher auch besseren Menschen ein bequemes Ruhekissen unterlegt und sie in eine Unselbstständigkeit, Kraftlosigkeit und Aengstlichkeit setzt, die den von Gott in unsere Natur gelegten Menschen-Adel niederdrücken, alle Kraft des Menschen lähmen, und welcher dem Fortschreiten der Menschheit die größten Hindernisse in den Weg legt und häufig gelegt hat. Vielleicht hat keine Lehre im Ganzen mehr Schaden gethan, als diese unrichtig verstanden. Lange haben daher alle denkende, für Menschenwohl erwärmte, und wahrhaft orthodoxe Theologen gegen diese so unrichtig verstandene Lehre geeifert.

Thätigkeitstrieb und Freyheit, moralische Willens-Freyheit; er hat ihn einer immer fortschreitenden Vervollkommnung fähig gemacht; er hat ihn zur Unsterblichkeit bestimmt. Wahrlich, ein erhabener Standpunkt in der unendlichen Reihe der erschaffenen Wesen!

Unsere Schwäche und Ohnmacht von der einen Seite fühlen wir jeden Augenblick, oft genug werden wir daran erinnert, wir brauchen diesen Gesichtspunkt nicht durch Lehre und Unterricht noch mehr zu schärfen, ihn nicht zum Brennpunkt zu machen, der unsere Vorzüge von der anderen Seite versenget. Das ist ein aufgesuchtes Lähmungsmittel unserer Kraft, welche wir so nöthig haben, um das zu werden, wozu uns der Ewige bestimmte, nämlich — in einem vorzüglicheren Grade verständige, weise, edle Wesen. Denn jener Gesichtspunkt der Schwäche und Ohnmacht, als vorherrschend dargestellt, gibt uns einen Entschuldigungs-Grund für unsere Sinnlichkeit, welcher wir dann den Zügel leicht überlassen; der Gedanke daran, und daß wir folglich nicht weit kommen können, läßt uns nicht weit kommen, wir halten das für unser

unvermeidliches Schicksal, kleben an der Erde, halten uns an unsere Niedrigkeit, kommen nie zu einiger Selbstständigkeit, streben nie mit Eifer hinauf.

Ganz anders, wenn wir den Gesichtspunkt unseres Menschseyns von einer achtungswertheren Seite auffassen, einer Seite, die der Finger Gottes so unverkennbar in unsere Natur gezeichnet hat. Denken wir uns als verständige, moralischfreye, als thätige, in näheren Verhältnissen zu der Gottheit stehende, und einer steigenden Vervollkommnung fähige, denken wir uns als unsterbliche, ewig im Gutseyn und in Kenntnissen fortschreitende Wesen: ja, dann belebt und erfüllet uns Muth und Kraft, unserer Sinnlichkeit Herr zu werden, gut und edel zu seyn, unsern Verstand und alle unsere Kräfte auszubilden, dann ist uns Mensch ein großes, hehres Wort, muthig klimmen wir hinauf, Menschen zu werden! — Fürchte nicht, lieber Leser, zum Stolze werde uns das führen. O nein, je höher wir steigen, desto mehr sehen wir ein, wie viel uns noch fehlet, und fortgerückt auf einen höheren Standpunkt des Gutseyns, sehen wir

einen noch höheren vor uns. Aber ein edler Stolz wird unseren Busen heben, der Stolz, nichts wissentlich zu thun, was unsere Natur entadelt, was unter der Würde des Menschen ist!

Möchte dieser Gesichtspunkt allgemeiner werden! wir hätten dann viele bessere Menschen. Und es möchte so schwer nicht seyn, dahin zu gelangen. Wollten nur Eltern, Erzieher und Lehrer die Kinder früh auf ihre Vorzüge als Menschen aufmerksam machen, diese in den Vorder-, die menschlichen Schwächen in den Hintergrund stellen; wollten sie den Kindern wegen jener Vorzüge Achtung gegen sich als Menschen einzuflößen, das Gefühl der Würde der Menschheit in ihnen zu wecken, und es ihnen tief einzuprägen suchen, nichts zu thun, was diese Würde verletzet, vielmehr immer dahin zu streben, jene Vorzüge auszubilden; lehrte man sie, hierin ihre Bestimmung, wie sie es wirklich ist, vornehmlich zu suchen, und ihr alles übrige unterzuordnen: gewiß, es würde bey den Meisten Wurzel schlagen, und sie würden nachher die glückliche Leitung ihrer Jugend segnen. — Wende man hier nicht ein,

diese

diese Richtung passe wohl nicht für den gemeineren Haufen. Wahrlich, sie paßt für alle, denn Menschen sollen wir alle werden; Rang, Stand, Gelehrter, Kaufmann, Künstler, Handwerker, Tagelöhner sind nur Modifikationen, nur Formen, welche tausendfach seyn können, ohne daß unser Beruf zum Menschen darunter litte. Unseren Verstand können wir alle ausbilden, man leite uns nur zum Nachdenken und Selbstdenken an; oft hat der Tagelöhner mehr Verstand, als der größte Gelehrte, dessen Gelehrsamkeit nicht selten nur mechanisches Wissen ist. Auch unsere Moralität und alle unsere Fähigkeiten als Menschen können wir ausbilden, hierin scheiden uns eben wenig die Stände. Freylich gibt's in allem diesen auch Grade, aber die Zahl der Glieder in der großen Kette der Wesen ist unendlich, keines ist dem andern, und soll dem andern völlig gleich seyn; sollen wir dann zürnen, ein Glied derselben zu seyn? Auch wird uns bey größerer Ausbildung als Mensch unser Stand, auch der niedrigste, nicht aneckeln; vielmehr sehen wir in demselben unseren Wirkungs-, Duldungs- und Bildungs-Kreis, worin wir unsere

Fähigkeiten und Kräfte entwicken und uns zu ferneren Fortschritten geschickt machen sollen.

Ja, wir wollen uns selbst, wir wollen in uns und in Andern den Menschen achten und ehren, und uns bestreben: im höheren, im edelsten Sinne des Worts Menschen zu seyn!

III.

III.

Wann sollen wir mit dem Religionsunterricht anfangen?

Man hat vorgeschlagen, mit dem Religionsunterricht nicht früh, höchstens erst mit dem 12ten oder 13ten Jahre anzufangen, und es dann mit aller, dem Gegenstande angemessenen Würde zu thun; andere haben geglaubt, man könne damit nicht zu früh anfangen, und die viele lehrten die Kinder Gebets-Formeln, wenn sie anfingen, Worte zu stammeln, und thaten sich darauf etwas zu gute, daß das Kind schon beten könne; auch sagten sie ihnen dann schon etwas von Gott und den lieben Engeln vor.

Ich theile hier einige Jugend-Erinnerungen meines Freundes mit, welche mir Veranlassung zu näherem Nachdenken über diesen Gegenstand gaben und vielleicht auch manchem Andern geben werden. — Die Mutter meines Freundes war eine sehr religiöse Frau, sie war religiös von

zan-

ganzem Herzen und mit inniger Wärme, dabey aber nichts weniger als bigott, vielmehr dachte sie ziemlich aufgeklärt in Religionssachen, und handelte in einem vorzüglichen Grade moralisch gut, mit seltener Selbstbeherrschung und Resignation. Sie flößte allen ihren Kindern früh religiöse Empfindungen ein; sie that das mit einer Wärme und Innigkeit, welche auf alle den wohlthätigen Einfluß hatte, daß in ihnen sämmtlich die Achtung für Religion und Moralität auch in den Jahren des Jünglings, und des männlichen Alters rege blieb. — Ich sahe diese Mutter sterben, es war ein rührender Anblick; ihre sämmtlichen Kinder, sie waren alle erwachsen, standen tief gebeugt, mit starrem Blicke um sie her, ihr Hinscheiden entpreßte den Augen Aller Thränen, alle, was bey vielen, ins männliche Alter stehenden Geschwistern ein seltener Fall seyn mag, weinten der Guten nach, und mein Freund kann sich bey einsamen lebhaftem Andenken an sie noch immer der Thränen nicht enthalten. — Doch wieder zurück zu den Erinnerungen meines Freundes. Eines Abends, nach einer sichern Berechnung war er damahls

zwi-

zwischen 6 und 7 Jahren alt, bat er seine Mutter, welche mit seinem ältesten Bruder und ihm allein war, doch eine Betrachtung aus einem Andachts-Buche vorzulesen; er setzte mit einer frohen, ihn ganz durchdringenden Empfindung hinzu: habe doch Jesus gesagt — wenn zwey oder drey in meinem Namen versammelt sind, so bin ich mitten unter ihnen. Diese Empfindung war so innig und stark bey ihm, daß er sie und diesen Abend nie vergessen hat, daß sie noch immer mit allen kleinen Nebenumständen lebendig vor seiner Seele steht. — Früh hatte man ihm von Gott vorgesagt, unter andern, daß er von allen Zeiten her da gewesen sey, und daß man gut seyn müsse, sonst erzürne man den gerechten Gott. Die Kinder müssen Bilder haben, in welchen sie sich etwas denken; mein Freund dachte sich, so lange er sich zu erinnern weiß, Gott unter dem Bilde eines ihm bekannten Schneiders, eines sehr alten Mannes mit großer, kahler Glatze, einigen wenigen grauen Haaren, mit störrigem, zornigem Gesichte, leicht auffahrend und brummend. Selbst in seinen Jünglingsjahren konnte er sich beym Gedanken

an Gott dieses unwillkührlichen Bildes nicht erwehren, ja im männlichen Alter drängte es sich ihm zuweilen noch auf, und eben deswegen steht die ganze Gestalt jenes Schneiders, ob er gleich ungefähr im vierten oder fünften Lebens-Jahre meines Freundes schon gestorben ist, noch ganz lebendig vor seiner Einbildungskraft da. — Eine dritte Erinnerung meines Freundes aus der Schule, als er der Nachrechnung zufolge 7 bis 8 Jahre alt war. Der Lehrer katechisirte aus dem kleinen Katechismus über die Lehre von Jesus; aufmerksam hörte mein Freund zu, verglich das Gesagte, und fragte endlich den Lehrer: als Gott Sohn auf diese Welt gekommen, der doch mit Gott Vater eins sey, wo dann Gott Vater während der Zeit geblieben wäre? Ob derselbe damahls aus dem Herrn Jesus heraus die Welt regiert habe? Jesus habe dann auch wohl alles gewußt, was in der Welt vorgegangen wäre? Und da der Herr Jesus umgebracht wäre, so hätten ja die bösen Juden Gott selbst umgebracht, wie sie das gekonnt hätten? In allem diesen siehet man sehr verworrene kindische Begriffe. — Der Lehrer meines Freundes mußte durch diese

Fra-

Fragen natürlich in einige Verlegenheit kommen, er hatte sich aber auf eine vernünftige Weise damit geholfen, letzterem zu sagen, daß er jetzt noch zu jung wäre, um diese Fragen ihm verständlich zu beantworten. — Indessen machte dieses doch einen starken Eindruck auf meinen Freund, und er fing von dieser Zeit an, darüber zu grübeln, und alle Religionslehren mit seinem Verstande in Einverständniß bringen zu wollen. Er dachte jetzt oft: es wäre für Jesus kein Verdienst, daß er so gut gewesen sey, da statt einer menschlichen Seele Gott in ihm gewohnt habe; aus eben dem Grunde konnte er sich damahls, ja auch nachher, ihn nicht gut als Muster für sich denken, der Gedanke an ihn hatte nichts Erfreuliches, fast etwas Abschreckendes für jenen. O, dachte er, wie sehr würde ich den Mann lieben, wie innig würde ich an ihm hangen und ihn verehren, wenn er ein wahrer Mensch gewesen wäre, dieser Mann, der so verständig, sogut, so edel war, der so wohlthätig wirkte und so großherzig dachte und handelte, der für die Wahrheit seiner Lehre, für seine Ueberzeugung, für das Wohl der Menschen willig sein Leben hingab! — Im

achten oder neunten Jahre lag mein Freund an einer schweren Krankheit, es wurde an seinem Aufkommen gezweifelt. Nach seiner völligen Wiederherstellung, vielleicht mit eine Folge der gewöhnlichen Nachsicht und Verzärtelung der Kinder bey Krankheiten, verwilderte mein Freund ziemlich, und ließ sich mehrmahls sehr boshafte Streiche zu Schulden kommen. „Wärest du doch in deiner letzten Krankheit lieber gestorben, sagte seine Mutter weinend, damahls habe ich Gott gebeten, daß er dich zu sich nehmen möchte, wenn du nicht ein guter Mensch werden solltest.“ — Dieses und die Thränen der Mutter machten auf ihn einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck, und nachher stand bey jeder Veranlassung zu einer schlechten Handlung jenes Bild vor seinen Augen. —

Auf diese psychologischen Erfahrungen stützen sich folgende Gedanken, ohne daß ich es für nöthig erachte, bey den einzelnen Bemerkungen darauf zurückzuweisen. —

Ob es sich bewirken lässet, alle Wissenschaft von Gott und unsern Verhältnissen gegen ihn bis zum 12ten oder 15ten Jahre zu entfernen?

Das

Das möchte wohl nur in Romanen möglich seyn *). Ließe man Kinder auch nicht in die gewöhnlichen Schulen gehen, so gehen sie doch mit andern Schulkindern um, und hören von ihnen manches von Gott, von Jesu, von der Fortdauer nach dem Tode, von Himmel und Hölle, und zwar sehr viel Unrichtiges und Verworrenes. — Sie sehen die Eltern beten, auch das Gesinde, hören sie singen und Betrachtungen vorlesen. Wie wollte man den Kindern die Ohren verstopfen können, zumahl da ein Interesse für diese Gegenstände in der menschlichen Seele liegt? Die Kinder werden erzählen, was sie gehört haben, und fragen, ob das Gehörte wahr sey, und wie es sich verhalte? Sie werden fragen, warum wir beten und dergleichen? Wie kann man sie mit ihren Fragen abweisen und verhüten, daß sie nicht verworrene und ganz unrichtige Begriffe auffassen? Ferner, wie will man den Kindern unter Entfernung aller Religions-

ons-

*) Schade, daß auch Sintenis in seinem Vater Roderich sich in diese Romanenwelt verstiegen hat.

ons-Begriffe moralische Empfindungen und Grundsätze einflößen, da diese mit jenen so nahe in einander greifen? Eine andere Hauptrücksicht ist diese: die Eindrücke in der früheren Jugend sind die tiefsten, die bleibendsten; die Religion muß schlechterdings, wenn sie wohlthätig für uns werden soll, Sache des Herzens seyn, in den früheren Jahren aber ist das Herz am offensten und empfänglichsten. Auch sind die früheren Jahre die Zeit des Glaubens, späterhin, wenn der Verstand reger und um sich greifender wird, fällt die Epoche des Zweifels ein, und doch fordert die Religion in gewisser Rücksicht Glauben, weil sich Vieles nicht mit völliger Evidenz begreifen und beweisen lässet. So viel ist gewiß, späterhin wird es schwieriger, daß Religion Sache des Herzens werde.

Eben so nachtheilig ist es von der andern Seite, wenn wir mit Religions-Begriffen zu früh anfangen. Und unsinnig ist es, Kinder, welche noch nicht sprechen können, Gebete stammeln zu lehren, ihnen von Gott vorzusagen, wenn sie nicht einmahl ein Bewußtseyn ihrer selbst haben, noch nicht sich selbst von den äußeren Dingen und die-

se

se unter einander klar unterscheiden, wenn sie in der Sinnenwelt noch gar nicht zu Hause sind, und schon in die übersinnliche überspringen sollen. Nein, daran kann Gott kein Wohlgefallen haben, weil dadurch seiner gütigen Absicht entgegengearbeitet wird, nach welcher wir vernünftige Gottesverehrer werden sollen. Denn auf diese Art werden die Menschen zum Religions-Mechanismus gezogen, sie lernen Worte sagen, wobey sie nichts denken, sie lernen Begriffe nachbeten, die sie bey der Mittheilung nicht verstanden, nicht verstehen konnten, und woran sie sich nachher nicht leicht als an eine Sache des Verstandes wagen; sie lernen Religion als Sache des Gedächtnisses, und als ein bloßes Ceremoniell ansehen. Wirft dann nachher ihr eigener oder fremder Verstand einen Lichtfunken in diesen Ceremonien- und Gedächtnißkram: so stürzt das Ganze zusammen, und der Uebergang vom Ceremoniell und Allesglauben zur Jochabwerfung und zum Nichtsglauben ist der nächste. Ja von solchen tausend nicht Einem wird die Religion eine liebe Freundin und Führerin auf dem Pfade des Lebens, welche ihm

Kraft

Kraft und Muth gibt zu allem Guten; sie wird ihm mehr eine Zügel- Zwang- und Schrecken-gestalt.

Aber wann sollen wir denn anfangen? Die Wahrheit liegt in der Mitte; nicht zu früh, nicht zu spät, dann, wenn das Kind selbst die Veranlassung und die Anleitung dazu gibt, wenn also die Natur, die beständige, sichere und zuverläßige Wegweiserin in allem, was den Menschen betrifft, den Fingerzeig gibt. Diese Epoche tritt, wenn nicht durch beförderte Ruchlosigkeit gewaltsam entgegengearbeitet ist, bey allen Kindern ein, nach den individuellen Anlagen etwas früher oder später, aber in der Regel im sechsten oder siebenten Jahre, wenn sie nicht etwa treibhausartig verfrühet wird. Die Kinder fangen jetzt an, nachzudenken, und sich zu fragen, woher sie, ihre Eltern, die übrigen Menschen, die Thiere, die Welt, so weit sie sie kennen, herkommen, wer sie gemacht habe? Alles, was darauf Bezug hat, und was sonst ohne Bemerkung und Interesse an ihnen vorüberging, fängt jetzt an, sie zu beschäftigen. Sie hören ihre Gespielen, das Gesinde von Gott reden;

jetzt erst äußern sie Aufmerksamkeit darauf, und fragen: wer Gott sey? Sie hören ihre Gespielen von Himmel und Hölle, von Jesu und dgl. reden. Alles das haftet jetzt bey ihnen, sie lassen sich davon erzählen, erzählen das Gehörte ihren Eltern wieder, und fragen, ob das wahr sey? Sie wollen jetzt von diesen wissen, ob das verstorbene Schwesterchen auch im Himmel sey, wie es hineingekommen, wie das zugehe, da es doch in einen Sarg gelegt und begraben sey? Tausend solcher Fragen gelangen an die Eltern. — Jetzt ist es Zeit. Gott ist das erste, worüber wir einige Erläuterung geben müssen. Von dem ersten Eindrucke hängt am meisten ab; es geschehe also mit Innigkeit, mit Wärme und mit dem ganzen Ausdrucke der Verehrung und der Liebe, und das erste Wort, welches das Kind hierüber von uns auffaßt, sey: Gott ist ein guter, guter Vater, ein Vater aller Menschen, von dem alles das Gute, worüber wir uns freuen, herrührt, der uns liebt und es wünschet, daß wir alle gut und glücklich werden, und dem wir nur dadurch danken können, daß wir recht gute Menschen zu werden suchen. Hier schließt sich dann

der

der Begriff von unserer künftigen Fortdauer von selbst an, ein wohlthuender Gedanke; die häufigen Fragen über das: Wie? können wir freylich nicht anders, als auf künftig bessere Erklärung verweisen. Auch können wir den Fragen nach Jesu, von dem sie in Gesellschaft anderer Kinder mehreres hören, nicht ganz ausweichen. Um ihre nachgrübelnde Phantasie aus dem Spiele zu halten und Mißbegriffen vorzubeugen, müssen wir sie Jesus als einen ausgezeichnet verständigen, guten und edeln Mann darstellen, der schon als Knabe sehr rechtschaffen, gut und verständig gewesen, der die Menschen zuerst Gott als einen guten Vater kennen gelehrt habe, statt daß sonst die Menschen denselben für einen zornigen, strafenden Gott gehalten hätten, und der sich lieber von den unverständigen Menschen hätte umbringen lassen, als sich entschließen wollen, von seiner Lehre und Ueberzeugung abzugehen. So werden die Kinder kein abschreckendes Bild von Gott sich entwerfen, sie werden ihn lieben und ihm vertrauen; sie werden gut zu seyn und dadurch dem guten Vater zu gefallen suchen; sie werden sich

ihrer

ihrer Fortdauer freuen; sie werden auch Jesum lieben, und ihn zum Muster sich wählen. Auf diesen vorläufigen Begriffen lässet sich dann nachher mit heilsamen Erfolge fortbauen. — Vornehmlich muß man jetzt auch anfangen, das Kind auf sich als Menschen, auf seine vorzüglichen Eigenschaften aufmerksam, es mit seinen Verstandesanlagen, mit seiner moralischen Willensfreyheit und der Kraft, sich selbst und seine Sinnlichkeit zu beherrschen, und mit der Fähigkeit, in jeder Rücksicht und ins Unendliche sich zu vervollkommnen, bekannt zu machen. So lernt das Kind sich selbst, als Menschen achten, und der Gedanke der Würde der Menschheit wird, mit allen seinen wohlthätigen Folgen, ein herrschendes Gefühl in ihm. Nun ist es auch Zeit, aber durchaus nicht früher, den Kindern einen Begriff vom Gebete beyzubringen. Aber man fange doch nicht damit an, sie Gebetsformeln auswendig lernen zu lassen. Man sage ihnen lieber, wenn sie die Eltern beten sehen, worüber man wohl Morgens oder bey Tische Ursache habe, Gott zu danken und ihn zu bitten. So begreifen sie, was Beten ist, sie lernen ohne Formular be-

beten, und nicht lange wird es währen, sie werden den guten Vater bitten, daß er doch ihre kranke Mutter bald möge gesund werden lassen, sie werden ihm danken, daß er sie gut habe schlafen lassen und dergleichen. Will man sie jetzt, aber nicht früher, mit guten, zweckmäßigen, und kurzen Formularen bekannt machen: so kann es geschehen, aber man sehe sorgfältig zu, daß sie alles darin verstehen, und man halte sie nicht dazu an, jeden Morgen oder Mittag ein besonderes Formular herzusagen, denn dieses führt sicher zur Gedankenlosigkeit beym Beten. Beten muß immer Sache der Empfindung und des Herzens seyn, wenn es Werth haben soll, auch lässet sich die Stimmung zur Andacht nicht erzwingen.

Und wann soll man denn mit dem Unterricht der dogmatischen Lehrsätze jeder Religionspartheyanfangen? Am zweckmäßigsten wohl zur Zeit der Confirmation und der Vorbereitung dazu, also im 14ten, 15ten Jahre. Früherhin entspringet daraus gewiß nichts Gutes, und bey jener vorhergegangenen Belehrungsart wird es leicht werden, damit in kurzer Zeit fertig zu werden. —

Viel-

Vielleicht finden die hier mitgetheilten Ideen viele Gegner, und an Einwürfen möchte es nicht fehlen. Immerhin! wird nur die Absicht erreicht, durch diese Mittheilung das Nachdenken über diesen wichtigen Gegenstand in Anregung zu bringen. Jeder muß ohnehin seiner Ueberzeugung leben, aber es sey wirklich Ueberzeugung, Ueberzeugung, welche auf Nachdenken, nicht auf Gewohnheit, Mechanismus, Ansehen und Vorurtheil sich gründet!

IV.

IV.

Was müßte wohl in unsern Zeiten für die öffentliche Gottesverehrung geschehen?

Man bemerkt allgemein die Vernachläßigung der öffentlichen Gotterverehrungen, ja eine fast gänzliche Gleichgültigkeit gegen dieselben. Und das beschränkt sich nicht bloß auf die eine oder andere Religionsparthey, sondern erstreckt sich im Durchschnitt auf alle. Es herrscht hierin ein allgemeiner Geist der Zeit, welchem näher nachzuspüren und ihn weise zu benutzen wohl der Mühe werth ist; gewiß, die Sache ist wichtig genug. Erschrecken dürfen wir jedoch über diese Erscheinung eben nicht, sie hat ihren Grund in der menschlichen Natur, welche so leicht von einem Uebermaaß zum andern übergehet; aber endlich kommen wir auf das in der Mitte liegende Richtige.

Denn

Denn — studiren wir aus diesem wichtigen, fruchtbaren und interessanten Gesichtspunkte die Geschichte — unverkennbar liegt die immer, wenn auch in ganzen Perioden langsam und kaum merkbar, fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechts in dem erhabenen Plane der Gottheit; selbst Rückschritte in einzelnen Zeiträumen dürfen uns hierin nicht irre machen.

Spüren wir zuerst den Quellen jenes Zeitgeistes nach. — Vormahls setzte man ins Kirchengehen zu großen Werth; der großen Regel nach, welche in Vergleichung nur wenige Ausnahmen hatte, sah man das Kirchengehen als Endzweck selbst, nicht als Mittel zu höheren Endzwecken an. Der größte Schurke, welcher heimlich betrog, wo er konnte, der Wittwen und Waisen unter dem Scheine Rechtens ausplünderte, hieß und machte sich durch fleißiges Kirchengehen zu einem religiösen Manne; von ihm wurde gesagt: „der ist ein frommer Mann! dreymahl geht er an jedem Sonn- und Festtage in die Kirche, alle zwey, höchstens alle drey Monate geht er zum heiligen Abendmahl, und jeden Sonntag gibt jer seinen blanken Gulden

(ein Procent von dem ersudeten Gelde — zur Abfindung mit der Gottheit) in den Klingelbeutel, und auf öffentlicher Straße gibt er Silbergeld an die Bettler." Die Erfindung des Worts: Gottesdienst, welches mit Frohndienst so nahe verwandt ist, deutet auf jenen Begriff, und eben dieses Wort unterhielt ihn nachher. Daher mußten auch Kinder, von drey bis vier Jahren an, sonntäglich zweymahl in die Kirche, wo sie nichts verstanden, aber zu ihrem Verdrusse still sitzen mußten; freylich das zweckmäßigste Mittel, den Kindern von Jugend auf das Kirchengehen zu verleiden. Das Kirchengehen war ein Dienst, ein Zwangdienst, eine Fessel; selbst wenn man gerade etwas Nützlicheres hätte thun können (und doch ist T h u n die Seele aller wahren Religion!), dennoch machten sich die meisten ein Gewissen, eine Aengstlichkeit daraus, aus der Kirche zu bleiben. Nichts empfindet man leiser, nichts greift unangenehmer ein, als Zwang. Man fühlte ihn also, wenn auch von der andern Seite Gewohnheit zu Hülfe kam, gewiß; aber dieses Gefühl fand ein starkes Gegengewicht, einen Zaum — man machte sich Vorwürfe darüber

und

und trauerte über sich und seine Naturverderbtheit. Jenes Gegengewicht war der Glaube; der Unterricht machte ihn zum blinden Glauben, indem man es, mehr oder minder, der Jugend tief einprägte, in Religionssätzen müsse man seinen Verstand gefangen nehmen; man lehrte den Gebrauch des natürlichen Menschenverstandes in Religionssachen und verständiges Nachdenken über dieselbe als eine Sünde ansehen. Zu jenem Glauben gehörte auch die Lehre, daß das Kirchengehen und die äußeren Religions-Uebungen überhaupt eins der wesentlichsten Stücke der Religion ausmachten.

Jetzt durchbrach eine ganze Nation, nachdem sie ihre politische Verfassung gewaltsam umgestürzt hatte, zügellos alle Schranken der Ordnung, und schaffte alle öffentlichen Religionsübungen ganz ab. Aeußerstes folgte auf Aeußerstes, an die Stelle blinden Glaubens trat völliger, wenigstens öffentlicher Unglaube. Und das geschah vor den Augen der ganzen Welt; wie ein Lauffeuer ertönte überall das Wort „Freyheit", selbst bis in die niedrigsten Hütten. Das Ereigniß

war zu neu, zu groß, zu auffallend, zu erschütternd, als daß es nicht einen tiefen und allgemeinen Eindruck hätte machen sollen. Alle Formen wurden umgestoßen, und das politische Erdbeben gab der ganzen moralischen Welt einen electrischen Stoß. Alle wurden mit den Ereignissen des Tages lebhaft beschäftiget, über alles wurde nachgedacht, die Formen, welche, einmahl so auffallend verletzt, jetzt nicht mehr für heilig an sich angesehen wurden, wurden beleuchtet, und nun fand man vieles nicht mehr so, wie es wohl seyn sollte. Nachdenken und Selbstdenken erhielten wohl nie einen so fangenden Zunder, als jetzt.

Zu diesem traurigen Beyspiele, wo eine ganze Nation bis zur Verachtung und gänzlichen Abschaffung aller öffentlichen Religionsgebräuche überging, gesellten sich noch mehrere mitwirkende Ursachen, welche zur allgemeineren Gleichgültigkeit gegen die öffentlichen Gottesverehrungen und zur Irreligiösität beytrugen. Vornehmlich war eine derselben der langjährige Krieg, der sich fast über die ganze Welt erstreckte, und der mit einer Bitterkeit, mit einer Mordgier geführt

wurde, wovon die Geschichte wenig Aehnliches aufzuweisen hat — dieser Krieg mit seinem ganzen traurigen Gefolge, Truppenmärschen, Cantonirungen roher zügelloser Krieger rc. Ferner gehören hieher das Beyspiel der Vornehmeren, welche sich den öffentlichen Gottesverehrungen fast ganz entzogen; das heftige Deklamiren vieler Prediger über die Versäumung der Kirche *),

3 * und,

*) Viel haben die Prediger dadurch ihrer Absicht entgegengearbeitet, besonders wenn es so häufig und mit Heftigkeit, ohne Belehrung, geschah. Diejenigen, welche sich den öffentlichen Gottesverehrungen entzogen, hörten es nicht, und wenn sie es etwa durch ihre Hausgenossen erfuhren, fanden sie wohl darin weder einen Bewegungsgrund noch ein Zwangmittel. — Die übrigen Gebildeteren wurden dieses häufigen unfruchtbaren Deklamirens, gleichwie alles Eifern auf der Kanzel den entgegengesetzten Eindruck macht, überdrüßig, fanden es anstößig, sich unter dem Namen der Vornehmern mit eingeschlossen zu finden, und blieben ebenfalls weg. Der gemeinere Haufe wurde eben durch das heftige Deklamiren auf das sparsamere Kirchengehen der Vornehmern

und, als man jetzt anfing, auch über das Aeußere der Religionsübungen zu denken, schlechte, den Zeiten nicht mehr angemessene Gesangbücher, geschmackloses Ritual, und — viele schlechte Predigten.

Alles dieses zusammen bewirkte jene Gleichgültigkeit sehr natürlich, und mit ihr jene so sehr eingerissene Irreligiösität und das Sittenverderben, welche unter dem gemeineren Haufen, bey dem sich mit der Religiösität und der Achtung für die äußern Religionsgebräuche jeder Zügel der Ordnung verliert, vorzüglich fürchterlich sind. Aber gewiß kann und wird es so nicht bleiben! Auch die Abweichungen haben ihre Gränzen, und in dem Innersten unserer Seele liegt das Bedürfniß, uns der Gottheit zu nähern, liegt das Gefühl unserer Abhängigkeit von dem erhabenen Wesen, dessen Spuren wir überall erblicken, und welches unser Herz so gern Vater nennt, dem

erst recht aufmerksam gemacht, dachte jetzt, daß es die wohl besser wissen müßten, entband sich ebenfalls immer öfter, und so wurde auch unter diesem die Gleichgültigkeit gegen die öffentlichen Religionsübungen immer größer.

dem wir uns und unser Glück so gern hingeben, und von dem wir alles Gute erwarten. Und eben so tief liegt das Gefühl in uns, daß wir dem Erhabensten nur durch Gutseyn, durch Wahrheit und Ordnung gefallen, daß wir nur dadurch wahrhaft froh, glückselig und zufrieden werden können, und daß wir eben dadurch uns unserer Bestimmung als Menschen nähern. — So bleiben wird es also nicht! Auch gewähren die öffentlichen Gottesverehrungen an sich zu wesentliche Vortheile, als daß wir uns nicht deren Aufrechthaltung und ihre Beförderung angelegen seyn lassen sollten. Denn wie herzerhebend ist nicht die gemeinschaftliche Verehrung des erhabensten Wesens unter ernsten, der Würde der Sache angemessenen Feyerlichkeiten! Mehr scheinen wir uns hier dem Ewigen zu nähern, unser Herz wird durch gemeinschaftliche Andacht entflammet, wir fassen edle, große Entschlüsse des Besserwerdens, das Gefühl der natürlichen Gleichheit als Menschen, unserer Verwandschaft als Brüder, als Kinder Eines großen Vaters, welches die Menschenliebe, thätige Menschenliebe, so mächtig in uns anfacht, wird

in uns lebendig. Ja, vor Ihm, und im Tode sind wir alle gleich, hier gilt kein Stand, kein Rang, nur als Menschen gelten wir, und als gute edle Menschen gelten wir viel.

Ehren und schätzen wir also die öffentlichen Gottesverehrungen! Aber um das in den einzelnen Fällen und immer zu können, müssen wir darauf denken, ihnen alle die Würde zu geben, die dem Gegenstande angemessen und den Zeiten gemäß ist. Man erlaube mir hier einige Vorschläge, welche sich dem Geiste der Zeit vielleicht nähern, wenigstens Veranlassung zu reiferem Nachdenken über diesen wichtigen Gegenstand geben werden.

1) Man stelle alles das Anstößige ab, was mit der Würde des Gegenstandes streitet. Vieles davon besteht freylich nur in Kleinigkeiten, aber diese zusammen genommen machen einen unangenehmen Total-Eindruck. Ich rechne dahin

a) die in mehreren Gegenden, als man glaubt, noch gangbaren alten Gesangbücher, welche im Ganzen unseren Zeiten nicht mehr angemessen sind, ja welche sehr viele Lieder enthalten,

ten, worin nicht nur kein vernünftiger Sinn ist, sondern die sogar baaren Unsinn, Lächerlichkeiten und Anstößigkeiten enthalten, und nicht bloß zwecklos, sondern wirklich zweckwidrig sind.

b) Ferner gehören hieher als Stöhrungen der öffentlichen Gottesverehrungen und der Aufmerksamkeit: die Klingelbeutel, die herumgehenden Wecker und sogenannten Hundejäger, das Ein- und Auslaufen während und gleich nach der Predigt, das Ablesen von Kauf und Verkauf, von bogenlangen Verordnungen rc., wo sich leicht eine angemessenere Bekanntmachungs-Art ausfinden lässet.

c) Zu den Unanständigkeiten gehören auch die Bettler an den Kirchenthüren, die Kaufbuden vor denselben, die Unreinlichkeit und der Schmutz um dieselben.

d) Man entferne die Kinder, eine nicht geringe Stöhrung, von den öffentlichen Gottesverehrungen so lange, bis sie Gesang und Predigt zu verstehen im Stande, und so weit sind, daß sie den Begriff von der Wichtigkeit und Würde der Sache fassen können. Daher sollten sie wenigstens vor dem 12ten Jahre nicht zugelassen, und

in der Zulassung sollte eine Art von Ehre und Belohnung gesetzt werden. Vielleicht könnte man diese Zulassung mehrerer Kinder mit einer Feyerlichkeit verbinden, oder sie bis zur Confirmation verschieben. Gewiß würde dieses zur Achtung der öffentlichen Gottesverehrungen nicht wenig beytragen.

e) Auch möchten hier die vielen Feyertage, die vielen Predigten an jedem Sonntage, und die Predigten unmittelbar nach dem Mittagsessen keine gleichgültige Sache seyn. Alles, was der Mensch zu häufig hat, hat weniger Werth für ihn, wird ihm gleichgültig, ja oft zum Ekel. Die Bibel setzt auf jede Woche einen Feyertag, den Sonntag ein, und das ist genug. Man könnte es dabey bewenden lassen, und alle sonst übliche Feyertage auf den vorhergehenden oder nächsten Sonntag mit verlegen, welches noch den Vortheil hätte, daß der arbeitenden Classe nicht so viele Verdienst-Tage genommen würden. — Auch würden zwey öffentliche Gottesverehrungen an jedem Sonntage hinreichen *), und

*) Die Prediger gewönnen dann auch mehr Zeit,

und zwar beyde Vormittags, wo unsere Seele für Andachtsübungen weit offener und weit aufgelegter dazu ist, als bey vollem Magen, wo jenes Aufgelegtseyn fast gänzlich außer der Regel ist. Der Nachmittag sey dann stillen, anständigen Vergnügungen gewidmet, denn die Bibel macht diesen Tag zum Ruhetage, zur Ruhe und Erhohlung aber gehören Vergnügungen.

f) Ob nicht auch das Beichtgeld, die Tauf-Hochzeit- und Leichen-Gebühren in diese Classe gehören? Es scheint, öffentliche Religionshandlungen müßten kein Gegenstand der Zahlung und der Zahlbarkeit seyn; und in anderer Rücksicht möchte doch auch der Staat nicht zugeben, das Geborenwerden und die Ehen, und das Menschengefühl nicht, das Sterben zu besteuern. Das Schlimmste bey der Sache ist außerdem, daß für den Wohlhabenden und den Unbemittelten die Taxe gleich ist. Diese Gebühren sind zum Gehalte angewiesen, und werden von Manchem mit

gehörig studiren zu können, und man könnte dieses um so mehr von ihnen verlangen.

mit unbarmherziger Strenge beygetrieben. Arme Wittwen und Waysen, die ihr euren Versorger verloret, oft entreissen euch diese Sterbegebühren den letzten Bissen Brot vor dem Munde! — Doch Ersatz dafür den Predigern.

2) Man verbessere die Liturgie, und bringe mehr Feyerlichkeit und Würde in die öffentlichen Gottesverehrungen. Aus diesem weiten Felde hier nur Beyspielsweise einige Bemerkungen.

a) Ein Hauptpunkt wäre die Veranstaltung zweckmäßiger, dem Kulturstande der Zeiten angemessener Gesangbücher. Nicht aber wünschen wir moderne, hochfahrende, wissenschaftliche Ausbildung voraussetzende Lieder und höhere Oden, nein, ganz einfache, allgemein verständliche, herzliche, von innigen Empfindungen gegen die Gottheit und dem strebenden Gefühle nach Besserwerden und Moralität erzeugte Lieder voll innerer Würde und Kraft, von Gedankenfülle; Lieder Gellerts, Cramers und anderer. Vielleicht fänden wir solcher Lieder so viele nicht, aber wozu bedarf es auch eines dicken Gesangbuchs? Mehrere kenne ich, welchen Gellerts Oden

und

und Lieder, und diese nicht einmahl alle, für ihr ganzes Leben genug sind.

b) Auch möchten zweckmäßige Auszüge der Bibel hierhin gehören. Sehr Vieles in derselben nach der jetzigen Sammlung gehört nicht in ein Religions- und noch weniger in ein allgemeines Volksbuch. Die jetzige Sammlung der einzelnen Bücher und die äußere Form ist unbestritten Menschen-Werk, und der Geist Christi ging auf beständiges Fortschreiten, mithin darf man ohne Bedenken das wahrhaft Heilige und Göttliche aus diesen Büchern ausheben und in einer, den jetzigen Fortschritten angemessenen reinen Sprache vortragen. Dabey möchte die erhabene Moral des göttlichen Lehrers, und alles, was auf die Sittlichkeit Bezug hat, vornehmlich die Aufmerksamkeit verdienen.

c) Die Prediger möchte man nicht so strenge an die gewöhnlichen Episteln, Evangelien, und die Gebetsformeln binden, das Gebet des Herrn nicht zu oft wiederhohlen, und die ganze Gottesverehrung nicht viel über eine Stunde dauern lassen. Auf diese Weise würde der

Prediger nicht zu sehr in seinem Vortrage be-schränkt, ein vortreffliches Gebet würde nicht, wegen der zu häufigen Wiederhohlung, durch Gedankenlosigkeit entweihet, und die Andacht, welche sich der menschlichen Natur nach nicht auf lange Zeit ausdehnen lässet, könnte in ihrer Wärme erhalten werden.

d) Man bringe überhaupt mehr äußere Feyerlichkeiten in die öffentlichen Gottesverehrungen. Der Mensch ist kein bloß geistiges, er ist auch ein sinnliches Wesen. Daher wollen auch die äußeren Sinne in Anspruch genommen werden, und gewiß ist das Aeußere ein wichtiger, sehr wirksamer Gegenstand zur Erweckung der Andacht, zumahl bey dem weniger gebildeten Haufen, ja selbst bey den Gebildetsten ist dasselbe nicht ohne Wirksamkeit. Eine feyerliche Stille, eine feyerlicher, jedoch nicht gar zu langsamer Gesang der ganzen Gemeine, ein angemessener Gesang einzelner, des Gesanges Mächtiger, eine schöne, sanft-ernste Musik, allgemeines stilles Gebet während der Gottesverehrung und mehreres andere dieser Art, wie sehr kann dieses alles unsere Empfindungen er-

erhöhen, und unsere Andacht anfachen! Ja, das Herz des Rohesten könnte dabey nicht kalt bleiben! Viel haben hierin die Katholiken vor den übrigen Religionspartheyen voraus, ein Antrieb für letztere, ebenfalls mehr auf äußere Feyerlichkeiten zu denken. Außer dem vorhin Berührten gäbe es noch manche andere Feyerlichkeiten, insbesondere finden sich Gelegenheiten dazu bey der Confirmation, bey dem Genusse des heiligen Abendmahls, bey der Taufe rc.

3) Viel, sehr viel müssen wir ferner von der Mithülfe der Prediger erwarten. So lange dieses ehrwürdige Amt noch von so manchen als bloßes Brothandwerk angesehen und behandelt wird, so lange nicht, der großen Regel nach, von dem lebendigen Gefühle der wahren Würde ihres Amts durchdrungen sie der warme Eifer beseelt, Nutzen zu stiften und alle ihre Kräfte zur Beförderung der Moralität und des Besserwerdens aufzubieten: so lange dürfen wir uns nicht den besten Erfolg versprechen. Der Geist der Zeit hat nun einmahl das Denken und Selbstdenken rege gemacht, bloß Worte reichen jetzt

nicht

nicht mehr hin, man will Gedanken, und zwar solche, welche das Licht des Verstandes und des geläuterten Urtheils nicht scheuen dürfen; zugleich will man wahre Rührung des Herzens. Nichts ist jetzt mehr am unrechten Orte als das ehemals häufige Aermelschütteln, als bloßes Wortgeklingel, Pfeilergepauke, als Schimpfen, Poltern, Abkanzeln, als Heulen über das Sündenkloak, als Polemisiren, als unfruchtbares Dogmatisiren. Nein, diese Zeiten, wo man den Besuch der Kirche häufig als einen schuldigen Frohndienst ansahe, und es mit dem Wesen so genau nicht nahm, sind nicht mehr. Wir verlangen jetzt in den Kanzelvorträgen eine geläuterte Moral, praktisch fürs Leben, und nur so viel Dogmatik, als sie der Moral Unterstützung und zur Ausübung Kraft gibt; und auch diese muß geläutert, muß den einfachen Lehren Christi gemäß seyn. Wir verlangen ferner mehr Aufmerksamkeit auf Beredsamkeit, mehr Studium, sie zu erwerben. Nicht daß wir hartes Rufen, Luftfechterey, Verzuckungen und Grimassen dahin rechneten, nein! Aber edel sey der Anstand, richtig die Deklamation, im Vortrage

selbst herrsche Deutlichkeit, Faßlichkeit und Wahrheit der Gedanken, herrsche eine edle Simplicität und Würde zugleich. Ich war ein Zuhörer Zollikofers! Wie ein Vater, wie ein Gott saß er da, Liebe sprach aus seinem Auge, Würde aus seinem ganzen Gesichte. Ruhig, ohne äußere Gestikulation, lag seine tief rührende Beredsamkeit bloß in seiner herzlichen, ausdrucksvollen Sprache, in seinem natürlichen, einfachen, hellen Vortrage und in seinem Anstande voll Würde, welche sich aus seinem Innern über sein ganzes Wesen ergoß. Er sprach aus der Fülle seines Herzens, und das geht immer zu Herzen. O möchten alle, welche dem Predigtamte sich widmen, einen Zollikofer gehört, mit Anwendung gehört haben!

Vielleicht möchte jemand hier einwenden, daß durch jene Forderungen nur für den Gebildeteren gesorgt, der größere Haufe aber wegen mangelnder Popularität verlieren würde. — Aber wahre Popularität genüget dem Gebildetsten, wie dem Ungebildeten. Praktische Religion und insbesondere Moral ist gerade das, wo wir alle

einander gleich stehen, wo wir gleich viel wissen können und dürfen, wo wir nie zu viel wissen können, und wo uns das Wissen nie schädlich wird.

4) Und nun zum Schlusse noch zwey Wünsche, zwey Bitten. Möchten die Vornehmeren mit einem guten Beyspiele vorgehen, und — möchte man die Sonntage und andere feyerliche Tage, z. B. den letzten Tag des Jahrs, nicht zu rauschenden Lustbarkeiten, zu Bällen, lärmenden Trinkgelagen und dergleichen bestimmen! Das Beyspiel der Vornehmeren wirkt wahrlich gar zu viel, und ihnen, in der Regel den Gebildeteren, muß die Achtung und Ehrfurcht für die Religion unter den gemeinen Volksklassen vornehmlich wichtig seyn, weil ohne sie die traurigsten Folgen unvermeidlich sind, Folgen, welche jene am meisten und am empfindlichsten treffen. Und dann der Gedanke, beyzutragen zur Beförderung der Moralität und der Ehrfurcht für die Gottheit, er ist süß und wohlthuend. — Zu rauschenden Lustbarkeiten bleiben für die, welche Vergnügen daran finden, Tage in der

Woche

Woche genug; der Sonntag sey uns in dieser Hinsicht heilig. Nichts desto weniger aber sey er der Aufheiterung und den Vergnügungen, aber den stilleren, den wahren Vergnügungen gewidmet, denn er ist zum Ruhetage bestimmt, und dazu erfordert unsere Natur Vergnügungen, angenehme Unterhaltung.

V.

Und die Protestanten nennen sich tolerant?

July 1802.

Man hat so viel Aufhebens über den Uebergang des Grafen von Stollberg zur katholischen Religions-Parthey gemacht, und thut es noch. Die öffentlichen Blätter haben viel Raum dazu hergegeben, und mehrere besondere Schriften sind darüber erschienen. — Das ist für unsere Zeiten ein besonderes Phänomen. Freylich thut der vornehme Stand und daß St. ein berühmter Schriftsteller ist, etwas dabey; über den Uebergang des gemeinen Privatmannes würde allenfalls in seinem Orte einige Zeit gesprochen seyn. Aber von der anderen Seite beweiset es uns, daß der Geist der christlichen Religionseintracht bey den Protestanten lange noch nicht so weit gediehen ist, als wir dessen uns rühmen, und als wir von dem Geiste unserer

Zeit

Zeit erwarten dürften. Im Grunde ist das Schreyen über einen solchen Fall immer eine Intoleranz, wir werfen uns zu Glaubensrichtern dessen auf, der sich zu einer andern Religionspartheу künftig zu halten erklärt. Derjenige, der das um politischer Vortheile willen thut, ist und bleibt immer ein verächtlicher Mensch, eben so wie jeder andere, der aus gleichen Absichten heuchelt und zu scheinen sucht, ob sich dieses letztere gleich viele treue, und recht fromm seyn wollende Glieder aller Religionspartheyen erlauben; diese sind alle gleich verächtlich, und zwar ihrer Niederträchtigkeit wegen, nicht aber, daß die Religion ein mehr oder minder hinzuthäte. Ein anderes wäre es, wenn einer der Religion, folglich Gott absagte, aber hier ist nur von einer Modifikation, von dem Glauben und dem Kultus einer Religionspartheу die Rede. Dieser Partheyen gibt es viele, aber es ist nur eine Religion, und diese ist ewig, unveränderlich und göttlich. Von dem Göttlichen dieser haben die Systeme aller Partheyen ihre Lichtfunken. Aber die Menschen bleiben Menschen, sie sind beschränkt, sie irren leicht,

sie haben tausendfache individuelle Ansichten, sie mischen von ihrem Menschlichen zu jenem Göttlichen. Welche Parthey wollte die stolze Behauptung wagen, nichts oder nur wenig Menschliches beygemischt zu haben!

Daß der Uebergang das Vorurtheil der Verachtung wider sich hat, kommt daher, weil es sehr häufig aus verächtlichen Absichten geschieht. Aber wer will es dem verargen, wer will über den das Anathema sprechen, der aus Ueberzeugung zu einer andern Religionsparthey übergeht? Dann hätten ja die Katholiken den stärksten Grund, die Protestanten, welche doch nicht um weltlicher Vortheile willen, die sie vielmehr aufopferten, von der alten Kirche abtraten, ja dann hätten die Juden den stärksten Grund, die Christen zu verachten. Wollten aber gerade die Protestanten, deren Hauptgesetz doch Gewissensfreyheit ist, es einem Mitgliede ihrer Parthey so hoch anrechnen, wenn es zur alten Kirche zurückträte: so läge darin, wie mich dünkt, ein Partheystolz, der als solcher eben wenig zu rechtfertigen ist. Wir sind keine Glaubens- und Ueberzeugungs-Richter; nur ist zu wünschen, daß

ein

ein jeder seinen eigenen Glauben und seine eigene Ueberzeugung prüfe, und Nichts blind glaube, und aus Vorurtheil für wahr halte. Sicher kommen dann alle Partheyen einander näher; eine Kirche wird es aber, was auch nicht gut seyn möchte, wohl nie werden, so lange die Menschen Menschen bleiben, und hören wir auf, das zu seyn, dann werden wir über alle Partheyen als solche lächeln, und den Ewigen im Geist und in der Wahrheit anbeten.

Uebrigens läßt sich Stollbergs Uebergang leicht erklären. Seine Phantasie war immer lebhaft, vielleicht überwiegend, er war religiös, und jene griff sehr stark in seine Religiosität ein. Die protestantische Religion hat für die Phantasie wenig, vielleicht zu wenig, die katholische hat für dieselbe viel, vielleicht zu viel. Jeder soll seines Glaubens leben.

Nachschrift.

Bey Fragen und Erörterungen über Toleranz und Intoleranz möchte man sich lieber der Ver-

gleichung zwischen Katholiken und Protestanten über das Mehr oder Minder enthalten. Durch eine solche Vergleichung wird leicht ein Fehdehandschuh hingeworfen, und Fehden taugen unter den verschiedenen Konfessionen nicht; sie entfernen von einander. — Wahr ist es, daß man unter den Protestanten, so sehr sie sich auch des Gegentheils rühmen, noch sehr viel Intoleranz antrifft; vornehmlich findet man bey ihnen häufig die Falte, sich viel weiter zu wähnen; insbesondere ruht ein großer Theil der protestantischen Geistlichen auf den Lorbern ihrer Väter. Dagegen findet man bey einem sehr großen Theil der katholischen Geistlichen in den neuern Zeiten eine starke Regsamkeit, mit welcher immer Fortschreiten Hand in Hand geht; Ruhen, Stillstehen haben Zurückgehen zur Begleitung. — Was die Intoleranz an sich betrifft: so kränkelt der große Hause aller Confessionen daran, und sie mögen sich einander über Mehr oder Minder nicht viel vorzuwerfen haben. An gemischten Orten, wo Katholiken und Protestanten unter gleichen öffentlichen Rechten neben einander leben, findet man sie schwächer, ja sie hat sich in den neuern

Zeiten

Zeiten ziemlich verwischt; in ganz protestantischen, oder ganz katholischen Oertern u. Ländern hauset sie leider in beyden Konfessionen ziemlich stark. Jetzt, da alle Konfessionen fast in allen Ländern völlig gleiche öffentliche Rechte erhalten, wird sie sich mit der Zeit, wo nicht gänzlich, doch größtentheils verlieren. — Die wahrhaft Aufgeklärten und Weisen aller Konfessionen kennen keine Intoleranz. Das sicherste Mittel gegen sie bleibt also Beförderung wahrer, ächter Aufklärung in allen Konfessionen. — Was der Toleranz insbesondere hinderlich ist, ist die Beymischung der Polemik in den Religions-Unterricht, wohin sie gar nicht gehört; man verbanne aus dem öffentlichen Unterricht die polemischen Wörter „Ketzer“ und „alleinseligmachende Kirche,“ welche von dummen Geistlichen zu oft gemißbraucht, und von dem gemeinen Haufen der Layen zu oft mißverstanden werden. Zur wirklichen Religion gehören diese Wörter wohl nicht. —

Bey dieser Gelegenheit noch eine Bemerkung. Keine Parthey nimmt es leicht übel, wenn einer aus ihrer Mitte über Glaubenssätze oder Gewohnheiten seiner Parthey urtheilt, und sie in

Anspruch nimmt; spricht aber einer aus einer andern Konfession darüber; so wittert man darin nur zu leicht Intoleranz, und wird empfindlich darüber, wenn man gleich selbst die Bemerkung nicht ganz ungegründet findet, und Mitglieder der nämlichen Konfession sie in öffentlichen Schriften ebenfalls gemacht haben. Das gehört doch gewiß auch mit zu den menschlichen, insbesondere zu den Partheyschwächen, über welche man sich billig erheben sollte.

VI.

Fragmente über Erziehung und Unterricht.

Warum haben wir so wenige selbstständige Menschen?

Die Antwort liegt sehr nahe, und daher übersehen wir sie: weil unsere Erziehung und unser Unterricht die Jugend zu sehr gängeln. Man läßt den Menschen nicht sich selbst entwickeln, und kömmt ihm dabey nur zu Hülfe, sondern man greift ein und will ihn nach einem vermeintlichen Leisten modeln. Beobachten wir den jungen Baum; er wächset von selbst gerade, wenn wir nur die Hindernisse wegräumen und ihm mit leichter Hand zu Hülfe kommen. Eine vernünftige Erziehung muß mehr negativ zu Werke gehen, nicht so sehr positiv wirken wollen. So erhalten wir selbstständige und originelle Menschen. Jeder Mensch hat seine eigenthümliche

liche Natur und seine eigenthümlichen Anlagen; daher darf die Erziehung nicht alle nach einem Leisten behandeln. Diejenigen Kinder, welche sich am schwersten erziehen lassen, haben gewöhnlich die meiste Kraft; ein üppiger Boden treibt das meiste Unkraut. Nur Geduld, nur nicht mit Gewalt eingegriffen, nur den Verstand des jungen Zöglings fleißig in Anspruch genommen, und zu seiner Zeit werden wir ihn sich zu unserer Freude entwickeln sehen. Ueberhaupt gehört blinder Gehorsam nur für die ersten Jahre der Kindheit; nachher muß das Haupt-Leitungsmittel der Verstand, die Mittheilung verständiger Gründe seyn. Freylich werden wir uns die Wiederholung derselben nicht verdrießen lassen dürfen; wissen wir ja aus Erfahrung, wie schwer es uns Erwachsenen oft wird, bis unser Verstand die Herrschaft über unsere Sinnlichkeit, über unser Willensvermögen erlangt, wie oft wir bis dahin straucheln. Gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe cadendo *). Daher dürfen

wir

*) Der Tropfen höhlet den Stein, nicht durch Gewalt, sondern durch öfteres Fallen.

wir es der Jugend nicht zu hoch anrechnen, wenn sie oft den nämlichen Fehler macht; genug, wenn ihr Verstand ihn als solchen anerkennt, und den Willen äußert, ihn bessern zu wollen. Zuletzt siegt der Verstand, und siegt er in einem Stücke, dann ist ein großer Schritt gethan; er führet immer weiter.

Zu dem Negativen in der Erziehung, zur Beförderung der Selbstständigkeit gehört unter andern vornehmlich auch, daß man Kinder nicht zu sehr vor Gefahren hüte; nur mache man sie früh aufmerksam auf Vorsicht dabey. Hat man hier, wie in allen ihren Verhältnissen des Knaben, und vornehmlich des Jünglingsalters, sie gewarnet, und sie folgen nicht: man lasse sie immerhin die Nase breit laufen. Durch Schaden wird man klug! Ueberhaupt beschränke man doch ja die Freyheit der Jugend nicht zu sehr, besonders nicht in an sich gleichgültigen oder unerheblichen Dingen; Freyheit gibt den Menschen die natürlichste und edelste Entwickelung, und das Gegentheil? Das so tief in der menschlichen Natur liegende Nitimur in vetitum, wenn nicht etwa der Verstand das Verbot laut billigt, treibt

so leicht zur Uebertretung und legt oft den Grund, daß der Charakter des Jünglings eine ganz verkehrte Richtung erhält.

* * *

Warum übersehen die Menschen gewöhnlich das, was ihnen nahe liegt?

Auch das kommt auf die Rechnung unserer Erziehung, und vornehmlich unseres Unterrichts. Da fangen wir mit dem Entfernten, mit fremden Sprachen, mit der Himmels- und Erdkugel, mit Europa und fremden Welttheilen, mit der Weltgeschichte, mit der Naturgeschichte fremder Thiere an, und so darf uns die drollige, aber zugleich traurige Erscheinung nicht wundern, wenn wir Gelehrten sehen, welche viele fremde Sprachen verstehen, aber ihre Muttersprache nicht fehlerfrey schreiben noch sprechen, ja sich höchst holpericht darin ausdrücken; Geographen, die in fremden Welttheilen Bescheid, aber die nächsten Dörfer bey ihrem Geburtsorte nicht zu nennen wissen; Geschichtskenner, welche von ihrem Geburtsorte und dem Ländchen, wozu er gehört, nichts wissen. Nein, nur der Unterricht, der

von dem Nahen, von uns selbst und unseren Umgebungen ausgeht, gibt dem Menschen Gründlichkeit und praktisches d. i. zur Anwendung im und aufs Leben geeignetes Wissen.

* * *

Wie könnte der Unterricht das Lernen erleichtern, und praktisch fürs Leben machen?

Den Sprachunterricht sollte man, so scheint es, in folgender Ordnung folgen lassen: erst die Muttersprache, dann eine lebende, für uns die französische, dann erst eine alte, die lateinische. Lernt man zuerst eine fremde Sprache, dann muß man nicht bloß die fremde Sprache, sondern auch Sprache überhaupt, Grammatik an ihr lernen. Hätte man erst an der Muttersprache Grammatik gelernt, es würde leichter mit dem Erlernen der fremden Sprache gehen.

Man fängt beym Erlernen der fremden Sprache mit der Grammatik an; ich zweifele, ob das so ganz recht ist. Unsere Muttersprache lernen wir ohne Grammatik, und unsere Kinder lernen sie bald und leicht. Ob man bey einer fremden Sprache nicht die nämliche Methode, als die

na-

natürlichste wählen sollte? Man lehre die Kinder Wörter, und lehre sie durch fleißiges Uebersetzen ein Buch verstehen: die Grammatik lernt sich dann, so viel es bey den meisten Noth thut, nebenbey; diejenigen, welche eine fremde Sprache ganz gründlich wissen wollen, mögen nachher bey reiferen Jahren die Grammatik besonders studiren. Die Grammatik an sich ist ein trocknes Ding, sie verleidet den meisten das Erlernen der fremden Sprache, und der Anfang mit ihr ist Schuld, daß so viele Jahre zum Erlernen einer Sprache hingehen, ja daß viele die Sprache nie lernen. So viel ist wohl gewiß, am besten erlernt sich die Grammatik praktisch, beym Lesen, bey Aufsätzen. Der Werth des cursorischen Lesens zur Erlernung einer Sprache wird nicht genug beachtet.

Man lehrte die alten Sprachen sonst als Zweck, nicht als Mittel; daher blieb der Sprachunterricht für die meisten todt. Damahls setzte man zu viel Werth auf das Erlernen dieser Sprache, jetzt häufig zu wenig. Betrachten wir dasselbe als das Mittel, durch das Lesen der klassischen Schriften des Alterthums unsern Geist auszubil-

den,

den, Muster des Einfachen, Natürlichen und Schönen kennen zu lernen; lesen unsere Lehrer aus diesem Gesichtspunkte mit der Jugend die Alten, dann, vornehmlich nur dann hat dieser Sprachunterricht wahren Werth, er ist dann mehr Sach, als Sprachunterricht.

Man fing sonst den Unterricht in alten Sprachen zu früh an; so wurde auf das Erlernen einer Sprache eine lange Reihe von Jahren verwandt, welche besser hätten benutzt werden können. Bey reiferen Jahren geht das Erlernen derselben viel rascher; mir sind die Beyspiele mehrerer Jünglinge bekannt, welche in den alten Sprachen in zwey Jahren weiter kamen, als die meisten, welche seit ihrem 6ten und 7ten Jahre daran gelernt hatten.

* * *

Der ehemahlige Unterricht in der Geographie war sehr trocken und langweilig, und wenige Schüler gewannen ihr Interesse ab. Hierin sind wir in der neuern Zeit durch Fabri, und vornehmlich durch Gaspari viel weiter gekommen.

Ein gutes Mittel, den Unterricht in der Geographie praktisch zu machen, ist, daß wir

das Land, welches wir auf der Karte kennen lernen, mit uns, mit unserem Wohnort in der Art in Verbindung bringen, daß wir zuerst den Standpunkt ausmitteln und uns vergegenwärtigen, in welchem es gegen uns liegt. Sehr viele übersehen das, und eben das macht uns die Erscheinung sehr erklärbar, daß jemand, der manche geographische Kenntnisse hat, nicht recht und sogleich anzugeben weiß, nach welcher Himmelsgegend ihm das Land liegt, wovon gerade die Rede ist. Den Vortheil dieses praktischen Zuhauseseyns in der Welt gewährt vornehmlich die Methode, daß man mit der Geographie seines Wohnorts und Landes anfängt, und so nach allen Seiten immer weiter geht. Der Unterricht in der Geographie muß, soll er recht praktisch seyn, als eine Reise durch die Welt auf der Landkarte behandelt werden.

* * *

Der Unterricht in der Geschichte wurde sonst meist als ein Namen- und Zahlen-Register behandelt; daher war sie trocken, und der Unterricht in derselben eckelte die meisten an. Wir fangen den Unterricht derselben mit dem Ursprung

der Welt an. Es fragt sich, ob es nicht angemessener wäre, beym ersten Unterricht von unseren Zeiten anzufangen und so immer höher hinaufzugehen, und dann wieder rückwärts, versteht sich nach den Hauptmomenten? So würden wir die Geschichte mit uns selbst in nähere Verbindung bringen. Eben so, statt mit der Weltgeschichte, anzufangen mit der Geschichte unseres Geburtsorts, unseres Landes, der benachbarten Länder und so weiter?

Der Unterricht in der Geschichte, im richtigen Gesichtspunkte, als Kulturgeschichte aufgefaßt und behandelt, ist eins der wichtigsten Mittel, den Verstand und das Herz der Jugend zu bilden, zu bilden für die Welt. In dieser Hinsicht gehören für den gewöhnlichen Unterricht in der Geschichte nur die wichtigeren allgemeinen Thatsachen und Resultate für die Kultur; vornehmlich wichtig für die Bildung der Jugend sind die kurzen Lebens-Beschreibungen einzelner ausgezeichneter Menschen, die Erzählung großer, edler, mit Aufopferungen begleiteter Handlungen; ein mehr ins Einzelne gehender Geschichts-Unterricht gehört nur für diejenigen, welche sich

der Geschichtsforschung als Gelehrte widmen wollen, deren es immer nur sehr wenige gibt und geben mag. Soll aber das Große, das Ehrwürdige, das Bildende der Geschichte nicht an den Seelen der Jugend vorüber und verloren gehen: so spare man diesen Unterricht bis zum Jünglings-Alter, bis zum 16ten, 17ten, 18ten Jahre auf; die weite Brust des Jünglings und seine lebendige Phantasie sind besonders empfänglich dafür.

* * *

Ueberhaupt sollte der gewöhnliche Unterricht in allen Wissenschaften sich auf das für die Welt und das Leben Brauchbare, auf das Praktische beschränken. Wer ein Fach ex professo studiren will, gehe nachher weiter.

Es scheint, daß wir mit der Bildung unserer studirenden Jugend bisher in Deutschland auf dem unrechten Wege waren; wir wollten aus unsern Studirenden lauter Gelehrte machen, und legte den Studir-Plan viel zu weit an, wahrscheinlich der Grund, daß die meisten unserer sogenannten Gelehrten nicht gelehrt wurden, und daß es unter unsern sogenannten Gelehrten

ten nach Verhältniß nur wenig gute, brauchbare Geschäftsmänner gibt. Ja, kennen wir doch Gelehrte genug, die wegen ihrer Gelehrsamkeit Achtung verdienen, und doch im öffentlichen, praktischen Leben dem fünften Rade am Wagen gleichen. Ohnehin sind bey den meisten sogenannten Gelehrten nach den ersten zehn Jahren ihrer praktischen Amtsführung die sogenannten gelehrten Kenntnisse völlig verschwitzt. Man sollte also zwischen der Bildung der eigentlichen Gelehrten, welche wir allerdings zur Vervollkommnung und Erweiterung der Wissenschaft haben und behalten müssen, und der Bildung für die praktischen Geschäftsfächer einen Unterschied machen, und für beyde einen verschiedenen Unterrichtskreis nach Materie und Form entwerfen. Vieles würde dann gewiß besser werden.

* * *

Man betrieb sonst beym Schulunterricht fast alle Gegenstände zu todt und mechanisch, ohne die eigene Denkkraft im Menschen in Anspruch zu nehmen und zu benutzen. Daher gewann man auch wenig Interesse für die Lehrgegenstände, man sahe das Lernen als Frohndienst an. Un-

sere neuere Pädagogik ist hierin weiter, und das wird uns weiter bringen. So wird der Unterricht und die Bildung mehr aktiv, statt daß sie vorhin mehr passiv waren. Eins der vorzüglichsten Mittel, den Unterricht aktiv zu machen, ist, wenn die Schüler nachher zu Hause in ihrer eigenen Manier niederschreiben müssen, was in der Stunde vorgetragen und verhandelt ist; überhaupt schriftliche Aufsätze und Ausarbeitungen. Die passive Bildung hat fürs Leben wenig Werth.

* * *

Sonst übte man das Gedächtniß zu viel und machte Auswendiglernen zur Hauptsache, jetzt geht man häufig zum andern Endpunkt über, und übt es zu wenig. Und doch muß das Gedächtniß das Fachwerk für all unser Wissen legen. Aber man muß das Gedächtniß verständig üben, d. i. darauf sehen, daß man erst verstehe, was man auswendig lernen soll, und dann auswendig lernen. Hat man z. B. erst ein Stück aus einem Schriftsteller einer fremden Sprache übersetzt, dann lasse man alle darin vorkommenden Wörter auswendig lernen; denn das Erlernen einer fremden Sprache beruhet vornehmlich auf dem Wis-

sen

sen der Wörter. Vorzügliche Gegenstände des Auswendiglernens, welche zum eigentlichen Fachwerk, worin sich die nachherigen ausgedehnteren Kenntnisse ordnen und welche ihre Auffassung erleichtern, sind ferner: ein Skelett der Geschichte, welches die Hauptthatsachen in chronologischer Ordnung und mit den Jahrszahlen kurz, mit wenigen Worten enthält; ein Skelett der Geographie, nach Ländern, Flächeninhalt, Volksmenge, Producten, und den Hauptstädten; schöne Stellen aus Schriftstellern; vorzügliche Lieder und Denksprüche, welche nachherin besonderen Fällen des Lebens oft dem Geiste neuen Muth und Kraft geben.

* * *

Unser Unterricht beschäftigt sich häufig zunächst und fast ausschließlich mit Gegenständen des Wissens, mit der Bildung des Verstandes, und versäumt das Willensvermögen, welches für das Leben eben so wichtig ist, als der Verstand. Das sollte nicht seyn. Jedem Unterricht sollte die Tendenz (das Streben) zur Seite gehen, den moralischen Sinn der Jugend zu wecken und ihm Nahrung zu geben, und das Gefühl bey ihr lebendig zu machen: der Mensch kann alles, was

er vernünftig will, und das edelste Ziel des menschlichen Strebens ist: Herrschaft über sich selbst erlangen, und das Willensvermögen der Vernunft unterordnen. Wir brauchen dann keinen besonderen Unterricht in der Moral; den besten indeß fürs Leben gewähren Lebensbeschreibungen vorzüglicher Männer, zweckmäßig, pragmatisch, interessant erzählt.

Manche Menschen wissen viel, ohne dieses Wissen auf sich selbst, auf ihr Thun, auf ihr praktisches Leben zu beziehen; sie sind Wißmaschinen, ihr Wissen ist objectiv und todt. Dieser Fehler hat seinen Hauptgrund in dem objectiven Unterricht, den sie genossen. Bey subjectivem, auf uns selbst uns zurückführendem Unterricht wird die Zahl solcher todter Wisser gewiß seltener werden.

* * *

Unser Religions-Unterricht wird leider häufig nur als Gedächtnißsache behandelt, und doch eignet sich gerade er dazu am allerwenigsten. Er soll von Herzen gehen, damit er zu Herzen gehe. Lehrer und Prediger, welche keine gute Menschen sind, sollten ihn nicht geben. Nichts

wirkt

wirkt überhaupt mehr auf die religiöse und moralische Tendenz, (Richtung), als das Beyspiel, in der Jugend genossen.

* * *

Lesen, Schreiben, Rechnen wird leider nur noch zu häufig bloß mechanisch gelehrt.

Siehet man darauf, daß die Kinder gleich von Anfang des Gelesene verstehen: so machen sie viel raschere Fortschritte, und was das wichtigste ist, es führt dieses zu richtigem Lesen von Anfang, welches sonst nachher so schwer hält; daß so wenige richtig und gut lesen, hat gewiß seinen Grund in dem früheren mechanischen Lesen.

Eine schöne Handschrift ist eine Sache von großem Werth; sie ist eine Empfehlung für jeden jungen Mann, und mancher hatte ihr zunächst sein Glück zu verdanken. Machte man die Jugend hierauf recht aufmerksam, und behandelte diesen Gegenstand allgemein als etwas sehr wichtiges, man würde künftig schöne Handschriften viel häufiger sehen. Der ehemahls häufige Gemeinplatz: docti male pingunt (Gelehte schreiben schlecht) ist Schuld, daß so viele Gelehrte schlecht schreiben; die Jugend, die das so häufig

hör-

hörte, schrieb oft aus Mißverstand absichtlich schlecht, oder fand darin Beschönigungsgrund, sich um eine gute Handschrift nicht zu bemühen.

Das Rechnen-Lernen wird durch nichts mehr erleichtert, als durch Versinnlichung an körperlichen Gegenständen; die Anschauung erleichtert den Begriff und macht die Sache zugleich praktisch.

* * *

Viele Eltern spannen ihre Kinder zu früh an, ziehen sie zu früh zum Lernen heran. Das sollte nicht vor dem achten, wenigstens nicht vor dem sechsten Jahre geschehen; meistens wird sonst den Kindern das Lernen auf immer verleidet, sie lernen es als Frohndienst ansehen, und in vielen wird der Geist auf immer ertödtet. — Die zu früh eingespannten jungen Pferde werden nachher nur gemeine Karrengäule, bleiben es ihr Lebelang und werden früh steif. — Diejenigen, welche mit dem achten Jahre anfangen, bringen nun schon einigen Verstand mit, und überflügeln sehr bald die, welche mit dem 3ten und 4ten Jahre anfingen. Die Kinder lernen bis dahin bey und in ihren kindischen Beschäftigungen und beym Herumtummeln unter ihren

Ge-

Gespielen mehr, als in der Schule. Aber so viele unvernünftige, um das Wohl ihrer Kinder unbesorgte, und etwas Mühe und Unruhe scheuende Eltern schicken die armen Kleinen in die Schule, damit sie der Aufsicht los werden und die Kinderwärterin durch den Schullehrer sparen können. Und diese Unverständigen klagen dann nachher, daß ihre Kinder so lange in die Schule gegangen sind und doch nichts gelernt haben.

* * *

Zwey Sünden der Deutschen.

Bey den Deutschen bemerkt man zwey große Fehler.

Der eine ist eine Sünde an ihrer Nation, das Nichtachten, ja das Vergessen ihrer Klassiker. Wie wenige denken über der Fluth der vielen neuern Spreu an unsern Gellert, Rabener, Klopstock, Wieland, Geßner, Gleim, Kleist, Müller in Itzehoe und an so viele andere ehrwürdige Namen; wie wenige lesen ihre trefflichen Schriften, wie noch wenigere studiren sie neben den Klassikern älterer und neuerer Nationen! Jede Nation hat nur ein goldenes Zeitalter ihrer Littera-

ratur, und dieses ist gewöhnlich das Zeitalter ihres jugendlichen Aufblühens; da ist Kraft und Natur. Nachher will man künsteln, nachkünsteln und erkünstelt das silberne und bleyerne Zeitalter.

Man sündige hinfort nicht mehr, man lese in den gelehrten Schulen unsere deutschen Klassiker eben so wohl, als die fremder Nationen; man widme dieser Lektüre ebenfalls bestimmte Stunden, man lehre unsere Jünglinge sie gut und richtig lesen, sie verstehen, ihre Schönheiten fühlen, ihren Werth schätzen; unsere Jünglinge müssen es wissen, daß auch unsere Nation ihre Klassiker hat, sie müssen sie schätzen lernen, wie die fremden; das wird ihren Muth und ihr Vertrauen zu unserer Nation heben, damit sie nicht versinken in todte Gleichgültigkeit, welche den Sklavensinn hervorbringt und ihn begleitet.

Ein zweyter Fehler bey uns ist, daß man in unseren Schulen so wenig auf Beredsamkeit hinwirkt, und eben so wenig auf gutes, richtiges und schönes Sprechen im gesellschaftlichen Leben, welches beydes eben daher bey uns so selten

ist.

ist. Regen wir die Aufmerksamkeit unserer Jünglinge hierauf als auf etwas sehr Wichtiges, was es auch wirklich ist; in dieser Bildungsperiode kann der Jüngling alles, und man kann, wenn man es versteht, in dieser Periode aus ihm, hat er nur einiges Talent, alles machen, was man will. Die Hauptmittel dazu sind: Spannung seiner Aufmerksamkeit, seines Eifers, seines Ehrtriebes darauf; viele schriftliche Aufsätze, besonders solche, welche dem Gegenstande nach Beredsamkeit zulassen; die besten lasse man als Prämie, als Preis und Belohnung auswendig lernen und halten; man wache bey ihnen, auch im gewöhnlichen Gespräch auf guten, gewählten Ausdruck.

* * *

Warum werden uns unsere Kinder in der Fremde oft so theuer?

Weil wir sie, als sie noch im elterlichen Hause waren, so wenig mit Gelde umzugehen gelehrt haben. Sie meinen nachher, die große Summe, die sie auf einmahl erhalten, könne nicht aufgehen, und sehen, ehe sie es vermuthen,

ihre

ihre Kasse leer; und einmahl an flottes Ausgeben gewöhnt, geht es nachher leicht so fort. — Man hat ein gutes Mittel, die Kinder schon früh zu gewöhnen, mit Gelde umzugehen. Mit dem 14ten, 15ten oder 16ten Jahre lasse man sie ihre Bedürfnisse an Kleidung u. s. w. selbst bestreiten. Man mache den Ueberschlag dieser Bedürfnisse, und lasse sie so viel für Aufsicht bey häuslichen Geschäften, für Produktion nützlicher Gegenstände und Lieferung guter Arbeiten z. B. guter Aufsätze, guter Uebersetzungen und dergleichen, verdienen; aber ja auf diese Art verdienen, man gebe nicht schlechtweg, damit sie ans Erwerben gewöhnt werden, welches zum Fortkommen im Leben erforderlich ist. Zugleich halte man sie an, ordentliche Rechnung über Einnahme und Ausgabe zu führen, und lasse sich diese Rechnung von Zeit zu Zeit zur Einsicht vorlegen. So lernen unsere Jünglinge schon früh erwerben, mit Gelde umgehen und haushalten, und werden auch in diesem wichtigen Verhältnisse des Lebens selbstständige Menschen. — Die gewöhnlichen Sparbüchsen taugen nicht; sie lehren die Jugend das Geld als solches, nicht um seines zweckmäßigen

gen Gebrauchs willen schätzen, und machen mitunter nachherige Geizhälse.

* * *

Vielleicht möchte der eine oder andere gegen jene Erwerbungsmethode einwenden, daß unsere jungen Leute dadurch zum Eigennutz gewöhnt, daß Eigennutz die Triebfeder ihrer Handlungen werden könne. Allein das ist, wenn man es richtig anfängt, eben nicht zu fürchten. Es müssen nämlich nur Arbeiten, und zwar gute Arbeiten, Aufsicht im Hauswesen und dergleichen, Gegenstände der Bezahlung seyn, nicht aber gute, moralische Handlungen, nicht das, was die innere Pflicht von uns fordert. Außerdem aber ist es fürs Leben gar wichtig, daß schon die Jugend mit Ernst darauf aufmerksam gemacht und praktisch daran gewöhnt werde, erwerben zu müssen. Der Mensch mit noch so guten Anlagen, mit noch so vielen Kenntnissen ist unglücklich, und seine Wirksamkeit ist sehr beschränkt, wenn er nicht zu erwerben weiß, und wenn er nicht so viel erwirbt, daß er seine nöthigen Bedürfnisse sorgenfrey bestreiten kann; er gleicht dann dem Baume im kümmerlichen Boden. Nur ein sor-

gen-

genfreyes Auskommen gibt dem Menschen Muth und freye Wirksamkeit.

* * *

Medium tenuere beati.

Der Wirbel der Zeit hat, wie so vieles Andere, auch die Pädagogik ergriffen, besonders ist es in dem letzten Jahrzehend recht kraus in derselben geworden. Jeder glaubt sich hier berufen, zu sprechen und abzusprechen; man fängt indeß an, den Wirrwarr zu fühlen. Eine böse Gewohnheit unter den Deutschen ist das Lärmschlagen; bringt einer etwas Neues oder Altes mit einigem Anstrich und mit vielem Klingklang von neuen und alten Wörtern aufs Tapet, gleich ist des Posaunens oder des Verschreyens kein Ende; von der einen Seite erhebt man bis zum Himmel und ruft: hier ist das Non plus ultra, hier allein ist Wahrheit, von der andern Seite verdammt man gleich und schleudert in den Abgrund. Wie verträgt sich das mit der Besonnenheit, welche wir Deutsche an uns rühmen? Prüfen fordert Ruhe, und Ruhe und Excentricität hausen nicht zusammen. Auf richtigem

Wege

Wege sind wir bey der neueren Pädagogik gewiß nicht überall, das lehrt die Erfahrung; aber auch bey der älteren mangelt Manches, das sagt uns ebenfalls die Erfahrung, welche wir an uns selbst machten. Man mache es daher nicht ganz wie die Alten, aber auch nicht ganz wie die Neuen; in der Mitte pflegt die Wahrheit zu wohnen.

VII.

Ueber die verschiedenen Stände, besonders über den Handwerkerstand *).

Alles strebt nach einem guten Auskommen; das ist ganz natürlich und es ist gut. Auch daß man bey der Wahl eines Standes und Gewerbes darauf sieht, ist gut. — Sonst sah man bey der Wahl eines Standes vornehmlich auch auf Ehre, welche damit verknüpft war; daher strebte damahls alles nach dem Gelehrten-Stande, welchem eine vorzügliche Ehre beygelegt ward; die Söhne, welche sich diesem Stande widmeten, waren der Stolz der Familie. Es klebte damahls den Ständen und Gewerben mehr Ehre an; der Täglöhner ließ seinen Sohn Handwerker, der Handwerker ließ ihn Künstler

oder

*) Geschrieben im März 1801.

oder Krämer, der Krämer ihn Kaufmann werden, der Kaufmann ließ seinen Sohn studiren, und der Gelehrte seine Kinder nicht gern durch Erlernung der Handlung, oder einer Kunst, oder gar eines Handwerks hinabsteigen. Das alles geschah um der Ehre willen, denn an ein besseres Auskommen des Sohnes in dem besseren Stande dachte man entweder gar nicht, oder doch nur sehr untergeordnet und dunkel. — Das ließ sich damahls leichter thun, man hatte noch nicht so viele Lebensbedürfnisse. Der Luxus hat sie uns seitdem gegeben, und das Ganze seine Gestalt geändert. Der Zielpunkt des allgemeinen Strebens ist jetzt Gewinn; ein mäßiges Auskommen hat nicht mehr den Werth, jeder will reich werden. Begier und Eigennutz stehen jetzt oben an und führen den Vorsitz, die Ehre steht im Hintergrunde, oder vielmehr, Reichthum ist jetzt Ehre. Der Einfluß dieses Geistes der Zeit auf die Moralität ist eben nicht erfreulich. — Indessen liegt in diesem Geiste der Zeit wohl der Grund, warum der Gelehrten-Stand sehr abnimmt, alles will jetzt Kaufmann werden. Wem wird das frommen? Ohne Zweifel dem

Gelehrten-Stande. Bisher fand man Bewerber zu allen Stellen, wozu gelehrte Kenntnisse erfordert werden, in gar großem Ueberflusse, wenn gleich solche Stellen ihren Mann nur sehr kümmerlich nährten, und selbst zum kümmerlichen Auskommen in den jetzigen, theureren Zeiten nicht hinreichen. Es waren derer, die sich dem Studiren widmeten, zu viel, und jeder wollte doch ein Aemtchen, wäre es auch noch so klein, haben. Jetzt studiren zu wenige; man wird künftig die Candidaten aller Wissenschaften zu den zu besetzenden Stellen mühsam suchen müssen. Tritt erst dieser Fall ein: dann wird man sie besser und unseren Zeiten angemessener besolden müssen. Und das ist billig; denn warum sollen gerade die, welche ihren Kopf, ihre geistigen Kräfte dem allgemeinen Wohl der bürgerlichen Gesellschaft, worin sie leben, widmen sollen und freylich mit Ernst und Eifer müßten, warum sollen diese ein kümmerliches, den Geist niederdrückendes Auskommen haben, indeß die Stände, welche fast einzig nur für sich selbst leben, und meist mit körperlichen Arbeiten und mechanischen Fertigkeiten sich beschäftigen, ihr ordentliches Aus-

kom-

kommen nicht allein haben, sondern auch an ihre Kinder etwas wenden, und ihnen künftig etwas zum Anfange geben, welche für ihr Alter etwas erübrigen und ihren Wittwen einen Erwerb, oder ein Auskommen hinterlassen können? Ein bequemes Mittel zur Verbesserung der Gehälter wird sich dann von selbst anbieten; man wird überflüßige Stellen eingehen lassen, und mehrere, die statt drey Personen Einer versehen kann, vereinigen müssen. So wird sich ein Gleichgewicht des Erwerbes der Gelehrten-Stände gegen die übrigen von selbst herstellen. — Aber für die Handlung ist die Aussicht nicht erfreulich. Der Kaufleute sind seit mehr als einem Jahrzehend schon zu viel geworden, und die Anzahl derselben wird sich bald verdoppeln. Schon jetzt, und noch mehr dann wird bey den Kaufleuten der nämliche Fall, als bisher bey den Gelehrten eintreten. Die Concurrenz wird zu groß, und eben deswegen der Gewinn bey diesem Erwerbzweige zu geringe. Der Erfolg ist, es wird viel, sehr viele verkümmernde, verarmende Kaufleute geben. —

Die Menschen fühlen das Unangenehme ihrer Lage, und übersehen das Gute derselben. Es ist eine sonderbare Eige[nhe]it der Menschen, daß sie erfinderisch sind, sich selbst zu quälen und sich für weniger glücklich zu halten, als Andere. Daher sind auch wenige mit ihrem Stande zufrieden, man hört fast jeden über den seinigen klagen. Der Hauptgrund davon ist: ein jeder fühlt die Beschwerden und das Unangenehme seines Standes aus eigener Erfahrung, und an den anderen Ständen sieht und kennt er nur die glänzenden und angenehmen Außen-Seiten. Und doch ist der Satz so wahr: ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last. —

Der Arzt klagt über die Ungewißheit seines Faches; er klagt, daß er täglich von einem zum andern wandern, daß er sich Wind und Wetter aussetzen, daß er den eckelhaftesten Kranken sich nähern, in die unreinlichsten Hütten gehen, Leiden und Schmerzen aller Art ansehen, zu jeder Zeit, Tages und Nachts, bereit seyn müsse; daß er selten ununterbrochen für sich studiren und arbeiten könne rc. Aber hat auch seine Kunst viel Ungewisses, so kann er doch mannichmahl

mit

mit ziemlicher Sicherheit zu Werke gehen, wenn er zumahl nur der Natur zu Hülfe zu kommen sucht, nur Freund der Natur seyn will, nicht zu ihrem Herrn und Gewalthaber sich aufwirft, und vornehmlich in Hinsicht der Diät zu nutzen sucht; die häufige Bewegung erhält ihn gesund, er findet bey der häufigen Wanderung von einem zum andern mancherley Unterhaltung und Vergnügen, er hat bey seinem Geschäft keine anhaltende, tagelange Kopf-Anstrengung, er ist weitläuftiger Vorbereitungen überhoben, und die Abwechselung lässet ihn viel ohne Ermüdung der Seelenkräfte thun; ist er, was er seyn soll, so erwirbt er sich ein Zutrauen, welches sehr wohlthuend ist, genesene Kranke glauben ihm ihr Leben zu verdanken, ganze Familien halten sich ihm für ihren erhaltenen Versorger, für ihren Liebling verpflichtet; er hat tausend Gelegenheiten, als Seelenarzt, als Wohlthäter, selbst und durch Andere, und in Rücksicht auf Moralität zu nützen, er lernet viel Elend und wahre Noth kennen, und die Mittel sind für ihn so schwer nicht, zu helfen; freylich wird er in Privatarbeiten öfter gestört, aber es bleibt ihm doch noch viel Zeit

übrig, welche er sich selbst, dem Nachdenken und Studiren widmen kann ꝛc. —

Der Prediger klagt, daß er oft, auch wohl zu oft, aufgelegt dazu oder nicht, predigen müsse; er finde, seine Vorträge stifteten nicht so viel Gutes, als er wünscht; es fehle ihm an Aufmunterung, indem seine Vorträge weniger, zumahl in den jetzigen Zeiten, besucht würden; daß er Kranke, besonders auch ansteckende, mannichmahl zu jeder Zeit besuchen, und da in die niedrigsten, unreinlichsten, eckelhaftesten Hütten gehen, und überhaupt, wenn er sein Amt treu erfüllen wolle, mit vielfachen, oft sehr unangenehmen Geschäften überhäuft, und nie Herr seiner Zeit sey. Aber wie viel Vorzüge hat auch auf der andern Seite sein Stand. Hat auch das öffentliche Reden zu bestimmten Zeiten, insbesondere das ö f t e r e Predigen sein Beschwerliches, so entspringt doch eben daraus die Routine, welche uns die Geschäfte jeder Art leicht macht, und hat man sich nur die nöthigen Kenntnisse verschafft, hat man über die Angelegenheiten und Verhältnisse, die uns so nahe und in uns selbst liegen, statt bloßen Gedächtnißkrams nachgedacht, und das Gelesene

verdauet, hat man nicht bloß Menschen, welches überdem oft fehlt, sondern den Menschen kennen zu lernen gesucht, ist man von warmem Eifer erfüllt, zu nützen und Gutes zu wirken, wozu dieser Stand, mehr als jeder andere, Gelegenheit anbietet, bedenkt man, daß jeder Stand seine bestimmten Geschäfte hat, welche ohne Rücksicht auf Zeit und Aufgelegtseyn (in der Regel eine Folge von Laune, Trägheit oder Verwöhnung zu zufällig behaglicher Thätigkeit) gethan werden müssen, dann hört diese Klage auf, gegründet zu seyn; stiftet gleich der Prediger durch seine Vorträge nicht so viel Gutes, als er wünscht, so stiftet er doch, wenn anders nicht der Grund in seinen Vorträgen selbst liegt, im Ganzen viel Gutes, es wird manches gute Samenkorn ausgestreut, was über kurz oder lang zur schönen Pflanze sich entwickelt, und wie kann er als kurzsichtiger, nur das Aeußere bemerkende Mensch bestimmen, wie viel oder wenig seine Vorträge nützen? Was nützte Zollikofer, und wie viel wird er Jahrhunderte hindurch und nach Jahrhunderten noch, so lange man deutsch lesen wird, nützen? Und was nützt ein

Pre-

Prediger durch einen gut ausgearbeiteten Vortrag sich selbst? Uebt er nicht seine Kräfte, denkt er nicht über einen, und zwar jederzeit für Menschenwohl wichtigen Gegenstand nach, entwickelt und veredelt er nicht sich selbst? Es ist ferner wahr, die Kirchen werden in den jetzigen Zeiten weniger besucht, und hierin könnte man weniger Ermunterung finden; allein vorzüglich gute Prediger haben auch jetzt noch viele Zuhörer, Zollikofers und Wedags, und mancher anderer jetzt Lebender Vorträge wurden und werden mit Fleiß besucht, indeß Andere leeren Sitzen predigen. Freylich ist es in gewisser Rücksicht unangenehm, mancherley Kranke zu besuchen, Leiden anzusehen, sich eckelhaften Anblicken aussetzen zu müssen; allein der Prediger kann hier trösten, Unglück mildern, oft heben, kann hier Moralität auf tausendfache Art befördern, und wer vergißt da nicht das Unangenehme der ersten Empfindung. Freylich hat der Prediger, was bey allen ausübenden Ständen, auch bey allen Gewerben der nämliche Fall ist, viele Geschäfte, aber nur dann, wenn er seinen Beruf im ganzen Umfange mit Treue erfüllt, wenn er

nicht sein Amt auf Predigen, Taufen ꝛc. mit kalter Gleichgültigkeit beschränkt (hier gibts der Arbeit so winzig wenig), wenn er vielmehr Freund, Vater, Bruder seiner ganzen Gemeine ist, wenn er auf alles, was ihr und jedes Einzelnen Wohl, so viel in seinen Kräften ist, betrifft, mit Eifer denkt, gern für dasselbe thäig ist, Hand anlegt, jede Gelegenheit aufsucht und benutzt, gute, edle Grundsätze zu verbreiten. Wie ehrwürdig wird dann dieser Stand, wie leicht wird es, sich über die nach Verhältniß wenigen Unannehmlichkeiten, woran es in keinem Stande fehlt, wegzusetzen. —

Der Rechtsgelehrte, wir wollen beym Advokaten stehen bleiben, klagt über die häufigen Chikanen seiner Gegner, über die vielen Verschleppungen, über den Schneckengang der Justiz und über das Wächserne derselben in der Anwendung, über die häufigen Ungerechtigkeiten unter dem Scheine Rechtens, über Partheylichkeiten; er klagt, daß er mit dem besten Willen oft so wenig ausrichten könne, daß seine Parthey bey noch so gerechter Sache durch die Chikanen des Gegners hingehalten, oft vor der Beendi-

gung

gung durch die aufgehenden Kosten und wegen Entbehrung ihres rechmäßigen Guts an den Bettelstab gebracht werde ꝛc. — Freylich mag die Aeußerung eines lange ausübenden Advokaten wahr seyn, daß ein strengredlicher Mann mit theilnehmendem wohlwollendem Herzen beym jetzigen Gange der Justiz nicht Advokat seyn dürfe, ohne seine Lebensruhe aufzuopfern; aber kann er auch nicht allen, so kann er doch vielen Chikanen begenen und sie fruchtlos machen; kann er auch nicht alle, so kann er doch viele Verschleppungen abwenden; kann er der Justiz auch nicht das Wächserne in der Anwendung ganz benehmen, so kann er doch durch kurze, deutliche, kräftige Darstellung des Rechts seiner Parthey viel nützen und darf sich durch sie um so eher einen glücklichen Ausgang versprechen; übrigens kann er selbst ja auch in der Anwendung der Gesetze auf den gegenwätigen Fall irren, und darf sich daher nicht zu sehr über den unerwarteten Ausgang entrüsten; kann er überhaupt auch nicht alles Unbild abwenden, kann er auch mit dem besten Willen nicht alles ausrichten, so kann er doch viel thun, kann seiner Parthey viel nützen,

tzen, uud damit muß und kann der Mensch, mit menschlichen Kräften, in einer endlichen Welt zufrieden seyn; sieht er auch zuweilen seine Parthey, ohne seine Schuld, durch den Prozeß verarmen, so werden auch viele durch seine Geschicklichkeit und gewissenhafte Treue von dem Bettelstabe gerettet; und wie viel Gutes kann er nicht im Ganzen wirken? — Ist es ihm Ernst, wie viel Vergleiche kann er stiften, wie oft kann er die Ruhe und das äußere Glück mehrerer Familien gründen und erhalten, wie manchem kann er durch gründlichen Rath nützen! Nicht umsonst nannte Luther einen guten Advokaten des Landes Heiland. —

Der Kaufmann klagt, daß er weniger Gelegenheit habe, gemeinnützig zu seyn, daß sein Geschäft zu sehr in mechanischen Arbeiten bestehe, daß der gute Erfolg seines Geschäfts von vielerley Zufällen abhange, daß er ansehnlichen Verlusten ausgesetzt sey, daß er beschwerliche Reisen machen müsse ꝛc. Freylich hat der Kaufmann vornehmlich auf seiner Hut zu seyn, daß sich sein Herz nicht zu sehr verenge, da kein Stand mehr in Gefahr ist, alles auf Gewinn und Ei-

genuß zu beziehen und das Gefühl für sogenannte Honettetet, wornach einer dem andern als Mensch uneigennützig dient und Gefälligkeiten erzeigt, abzustumpfen; allein sein größerer Erwerb setzt ihn in den Staud, viel wohlthun zu können, mehrere Arten dieses Geschäfts geben ihm Gelegenheit, vielen Familien Brot zu verschaffen, er kann nützliche Anstalten mehr, als andere, durch Fond unterstützen, er kann Hülfsbedürftigen mit Nachdruck unter die Arme greifen. Freylich gibt es in seinem Geschäft viele mechanische Arbeiten, allein der Kaufmann hat auch viel Kopf, Ueberlegung, Umsicht, Beurtheilung nöthig, und er hat Gelegenheit genug, seine Kenntnisse zu erweitern und seine Seelenkräfte zu üben. Freylich ist sein Geschäft mancherley Zufällen und Verlusten unterworfen, allein er hat dagegen auch größeren Gewinn zu erwarten, und er kann jenen Zufällen selbst, durch Vorsicht und Ueberlegung, durch jedesmahlige Rücksicht auf die Zeitumstände, wenigstens sehr oft, vorbeugen, und Nachtheile von sich abwenden. Er muß freylich oft beschwerliche Reisen machen (unsere Vorfahren machten beschwer-

schwerlichere, jetzt liebt man die Bequemlichkeit und das Wohlleben zu sehr), allein welche Vortheile gewährt das Reisen nicht, besonders wenn man mit Verstande reiset? Die häufige Bewegung in freyer Luft macht gesund, man hat Gelegenheit, viel zu sehen, gute und fehlerhafte Einrichtungen aller Art, und Welt und Menschen kennen zu lernen. —

So können wir alle Stände, vom höchsten bis zum niedrigsten durchgehen. Unzufriedenheit finden wir überall (in den höheren Ständen am meisten), überall finden wir Unangenehmes, Einschränkungen, Unvollkommenheiten, aber auch überall Vorzüge, Annehmlichkeiten. Das schlimmste ist: man sucht das Unangenehme im Stande und nicht in sich selbst. Die Beschaffenheit der Dinge hängt für uns von unserer Vorstellungsart ab; diese können wir in unserer Gewalt haben, jene nicht.

Etwas Wichtiges wäre allerdings mehr verhältnißmäßiges Gleichgewicht unter den Ständen; dadurch würde vielen Klagen über ordentliches Fortkommen, über Brotneid und über Allerley, welche auf Moralität einen häß-

lichen Einfluß haben, abgeholfen; suchte zugleich jeder sein Fach aus dem Grunde zu erlernen, dann würde Vieles besser seyn. — Um ein solches besseres Gleichgewicht unter den Ständen zu erhalten, würde nöthig seyn, daß man die einzelnen Stände überhaupt richtiger schätzte. Genau erwogen, sind alle Stände, der geringste wie der höchste, gleich gut; alle sind nützlich und nöthig, alle haben ihr Unangenehmes und ihre Vorzüge. Alle Menschen sind Glieder einer Kette, kein Glied darf fehlen. Nicht darauf, welchen Standpunkt wir bekleiden, kömmt's an, sondern darauf, wie wir ihn bekleiden, wie wir den damit verbundenen Obliegenheiten nachkommen; kein Stand an sich gibt Ehre, im eigentlichen Sinne des Worts, sondern die Art, wie, die Treue und Gewissenhaftigkeit, mit welcher man seine davon abhangenden Pflichten erfüllet. Der treue, fleißige Tagelöhner ist ehrenwerther, als der Angesehene, welcher seinen Beruf nachläßig erfüllet, ja wohl gar seinen Stand mißbraucht.

Der glücklichste Stand möchte wohl in mancher Rücksicht der der Handarbeiter überhaupt seyn. Ist der Handarbeiter fleißig und redlich:

so hat er immer Arbeit, welche nach Verhältniß seiner Bedürfnisse bezahlt wird; er hat keine Sorgen, wenig Wünsche; seine beständige Bewegung, meist in freyer Luft, gibt ihm eine feste Gesundheit, zu seiner einfachen Mahlzeit bringt er immer Appetit, er schläft gut, und jeder Sonntag ist ihm ein Festtag. Hier findet man die wenigste Unzufriedenheit.

Der Stand, dessen Vorzüge am meisten übersehen werden, ist der eigentliche Handwerker- und Künstlerstand. Die übrigen, sogenannten höheren Stände sehen auf ihn herab, glauben ihre Kinder herabzusetzen, wenn sie sie Handwerker werden ließen. Daher mangelt es noch fast überall in Deutschland an hinlänglichen Handwerkern. Warum ehren wir aber auch nicht mehr diesen Stand? In England ist das anders; und eben hierin finden wir einen Hauptgrund des hohen Flors der englischen Handwerke, Fabriken und Manufakturen, und, als Folge davon, des hohen Flors dieses Landes. — Freylich sieht es mit dem Handwerkerstande in Deutschland meist kümmerlich aus, allein der Hauptgrund liegt eben darin: wir ehren ihn

nicht

nicht genug. Daher liefern nur die geringeren Stände die Subjekte dazu. Hier finden wir die Ursachen des schlechteren Fortkommens: schlechte Erziehung, Mangel an dem erforderlichen Fond zur hinlänglichen und vortheilhaften Anschaffung der nöthigen Materialien ꝛc., unvollkommene Erlernung des Gewerbes und Stümperey. Hierzu kommen noch: häufige Liederlichkeit, wozu das unbewachte Reisen solcher rohen, ungebildeten, ungesitteten, ja unsittlichen Menschen häufig Veranlassung gibt; schlechte, wohl gar betrügliche Arbeit; der so gewöhnliche, häßliche Fehler des Nichtworthaltens in Ansehung der Lieferung zu bestimmter Zeit versprochener Arbeit und manche andere Gebrechen. Nein, in dem Handwerkerstande an sich liegt es gewiß nicht, wenn einzelne nicht fortkommen können; die Schuld davon liegt immer in ihnen selbst und in ihren Verhältnissen. Denn wer sein Handwerk aus dem Grunde versteht, und redliche Arbeit liefert, hat Arbeit zu Genüge; er braucht in Verhältniß gegen manche andere Stände keinen großen Fond; für seine Arbeit bekömmt er gleich sein Geld; er kann sich in den Preisen nach dem Zeit-

werth

werth der übrigen Bedürfnisse richten; er hat kein Risiko; er braucht nicht Standes wegen viel Aufwand zu machen; überhaupt hat dieser Stand Vortheile mancherley Art.

Lassen wir jetzt junge Leute aus den höheren Ständen Handwerker werden. Sie genössen eine bessere, wir wünschen, eine gute Erziehung; sie würden in den allgemeineren Kenntnissen gut unterrichtet; die nöthigen Vorkenntnisse wären ihnen beygebracht; sie hätten Mathematik und Zeichnen in einem vorzüglichen Grade gelernet; so mehr ausgebildet und moralisch befestiget, gingen sie auf Reisen, und vollendeten sich in den Fertigkeiten und Kenntnissen ihres Gewerbes: was alles liesse sich von ihnen erwarten? Sie würden achtungswerthe und von jedem geachtete Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, sie würden wohlhabende, glückliche Bürger werden; sie könnten mehrere andere unter ihrer Aufsicht arbeiten lassen, und würden so Fabrikanten und Kaufleute. Mit geringer Unterstützung könnten junge Leute, was den Menschen so vorzüglich zu bilden vermag und dem jugendlichen Hange so angemessen ist, reisen, und die Welt sehen,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

überall rauchte ihr Herd; nachher gebe man ihnen die Summe, welche unsere studirenden Jünglinge auf der Akademie kosten, und sie können ein ansehnliches Geschäft treiben. Mit 1000, 2000 Rthlr. Fond, was kann ein Handwerker damit nicht ausrichten? Was dagegen der Kaufmann, der Gelehrte? Und dieser Fond zur Erlernung des Faches, den der Gelehrte, häufig auch der Kaufmann eigentlich verliert, bleibt dem Handwerker und — seinen Erben, und über dieses bleibt selbst seiner Wittwe ein Erwerbszweig. Insbesondere ist hier eine angenehme Aussicht für Eltern, welche viele Kinder und kein großes Vermögen haben. Lassen diese sie studiren oder Kaufleute werden: so steht ihnen meist ein kümmerliches Loos bevor; als Handwerkern lacht ihnen die Zukunft.

Man prüfe und wähle!

VIII.

Bayerische Staatsbibliothek München

VIII.

Zweyte Ehen.

Die zweyten Ehen stehen in schlechtem Credit, und nicht immer mit Unrecht. Das Glücklichseyn in zweyter Ehe ist in gewisser Rücksicht viel schwieriger, als in der ersten, ob es gleich in anderer Rücksicht umgekehrt seyn müßte, wenn die Ehegatten die in der erstern Ehe gemachten Erfahrungen benutzten, und wenn man das kühlere Blut, worauf man vornehmlich bey der neuen Wahl dürfte rechnen können, in Anschlag bringt.

Die Klippen, woran meistens das Glück der zweyten Ehen scheitert, sind die Erinnerung an den verstorbenen Gatten, und die Kinder erster Ehe.

In Ansehung des ersteren kommt zweyerley in Erwägung: das Andenken an den Verstorbenen an und für sich, und dann die Aeußerungen über den Verstorbenen gegen den neuen Ehegatten.

Bey dem Andenken an den Verstorbenen spielt uns die menschliche Natur leicht einen Streich.

Das Sprichwort: von den Verstorbenen nichts als Gutes, trifft hier sehr leicht zu. Wir erinnern uns vornehmlich des Guten, was der Verstorbene an sich hatte, zumahl bey Vergleichungen, und täuschen uns noch überdem dabey; das Böse vergessen wir. Der Tod ließ uns bey nicht ganz schlechten Ehegatten nur den Verlust fühlen, wir suchen alles Gute auf, was sie hatten, mahlen uns ihre Vorzüge größer, und ihre Schwächen und Fehler stellen sich in den Hintergrund. Dazu kommt dann, daß der Mensch gewöhnlich gegen die guten Seiten an dem, was er hat, gleichgültiger ist, (er schätzt erst die Vorzüge des Gegenstandes, wenn er ihn nicht mehr hat); hingegen empfindet er an demselben das Unangenehme, Schwächen und Fehler, doppelt. Noch eins: die ersten Ehen gründen sich häufig auf Leidenschaft, die Sinnlichkeit spricht hier stärker an, diese leihet dem Gegenstande ein helleres Colorit, macht gegen Fehler nachsichtiger, und gleichet kleine Mißverständnisse leichter und schneller aus. In der zweyten Ehe ist hierin vieles anders; meist leitet Convenienz die Wahl, und das Blut ist überhaupt kühler. —

Die-

Diese Erfahrungen, auf den gegenwärtigen Fall angewandt, führen zu folgenden Resultaten. Der Ehegatte, welcher in zweyter Ehe lebt, enthalte sich aller Vergleichungen. Denn der neue Ehegatte, war der Verstorbene nicht durchaus schlecht, muß immer dabey verlieren. Man bemühe sich, das Bild des Verstorbenen treu zu zeichnen und treu es in seiner Vorstellung zu erhalten, die guten Seiten desselben nicht zu stark, lieber etwas schwächer, zu entwerfen, und sich die Schwächen und Fehler desselben wahr und treu zu vergegenwärtigen, insbesondere auch das, was man an demselben entbehrte und vermißte, und worüber man unzufrieden war. Dagegen sehe man die guten Seiten und Vorzüge des neuen Ehegatten nicht durch ein Verkleinerungs- die Schwächen und Fehler desselben aber durch ein Vergrößerungsglas; man suche vielmehr die guten Seiten desselben geflissentlich und mit Sorgfalt auf, insbesondere diejenigen, worin er Vorzüge vor dem Verstorbenen hat. — Ueberhaupt ist es, um in jeder Ehe glücklicher und zufriedener zu leben, ein Hauptmittel, die guten, uns angenehmen Seiten unseres Ehegatten mit Eifer auf-

zusuchen, und die Fehler anderer Ehegatten damit zu vergleichen; eben so wichtig ist die uns immer zu vergegenwärtigende Ueberzeugung, daß wir selbst viele Fehler haben, wegen welcher wir Nachsicht von Andern bedürfen, daß alle Menschen ihre Schwächen und Fehler haben, und daß andere, uns bekannte Ehegatten Fehler haben, welche uns weit unerträglicher seyn würden, und dabey noch Vorzüge entbehren, welche wir an unseren Ehegatten gewahr werden. Kurz Vergleichung der Vorzüge unserer Ehegatten mit den Fehlern anderer ist eins der vorzüglichsten Mittel, in der Ehe, wo nicht ganz glücklich, doch mit unserem Loose zufriedener zu seyn.

Ich komme auf das zweyte, auf die Aeußerungen über den Verstorbenen gegen den neuen Ehegatten. Sollen diese keinen nachtheiligen Eindruck auf den neuen Ehegatten machen, sollen sie nicht Mißhelligkeiten und Kälte veranlassen: so sind dabey folgende Regeln zu beobachten. Vor der Hochzeit kann der Zurückgebliebene (ja es geschiehet dann mit Nutzen) von dem Verstorbenen viel sprechen, und wohl ihm, wenn er es

mit

mit inniger Achtung und Wärme kann; er thut wohl, wenn er von den guten Seiten und den Vorzügen des Verstorbenen spricht, und von dem, was er dem Verstorbenen überhaupt, insbesondere in Beziehnng auf seine moralische und seine Verstandes-Bildung etwa verdankt; aber er thut auch wohl, über die schwachen Seiten des Verstorbenen mit dem künftigen Ehegatten zu sprechen, und über das, was er an demselben vermißte und wünschte, freylich sanft und milde. Dieses letztere wird ein kräftiger Sporn für den neuen Ehegatten, sich hierin Vorzüge zu erwerben. — Gleich nach der Hochzeit muß Sprechen von dem Verstorbenen mit der größten Vorsicht geschehen. Es darf nie geschehen, wenn Schwächen und Fehler des neuen Ehegatten zur Sprache kommen; Gegeneinanderstellung und Vergleichung hier ist das Signal zu Mißhelligkeiten und Heftigkeiten, sie sind unvermeidlich. Nur in den Augenblicken der völligen gegenseitigen Zufriedenheit mit einander, bey frohen Empfindungen über diese Zufriedenheit darf es geschehen, und zwar dann über Vorzüge, welche beyde, der Verstorbene und der neue Ehegatte gemein haben,

ben, und über Vorzüge, welche letzterer vor jenem voraus hat, als Sporn zu fernerem Fortschreiten.

Der zweyte Stein des Anstoßes sind die Kinder erster Ehe. — Die Stiefväter, aber vornehmlich die Stiefmütter haben im Sprichwort nicht das beste Vorurtheil für sich; ja, das Wort selbst ist verhaßt, es führt nun einmahl einen gehässigen Nebenbegriff bey sich, und man sollte es mit dem: zweyter Vater, zweyte Mutter, vertauschen. Gewiß ist es in diesem Stücke so schlimm nicht, als das Vorurtheil bange macht. Wenn man moralisch verderbte, sehr gemeine Menschen ausnimmt: so sind die Stiefeltern in der Regel keine schlechten Eltern. Die rechten Eltern, vornehmlich die Mütter, sind in der größern Regel zu zärtlich, zu eingenommen von den theuern Theilen ihres Ichs, sie verhätscheln sie und sehen die Fehler an ihnen gar nicht, oder durch ein Verkleinerungsglas; und dazu kommt das sorgfältige Bemühen, sie zu bemänteln und zu entschuldigen. Viele, welche als Stiefkinder brave achtungswerthe Menschen werden, wären als rechte Kinder Taugenichtse ge-

wor-

worden; Stiefkinder und rechte Kinder einer und der nämlichen Frau liefern hiezu oft den Beweis. Das Abstechende zwischen einer überzärtlichen Mutter und der gesetzten Behandlung einer zweyten Mutter, bey welcher der Verstand und das Gefühl des Besseren, statt bey jener die Eigenliebe und Verblendung, mehr durchsprechen, mag übrigens jenes Vorurtheil unter dem weniger nachdenkenden Haufen wohl erzeugt haben. — Daß nun dieses Abstechende nicht zu einem Fehlschlusse und zu einem Unrecht verleite, dieses ist es, worauf der Vater — denn bey Stiefvätern wird, ganz schlechte Menschen ausgenommen, der Unterschied eben so auffallend nicht seyn — vorzüglich auf seiner Hut seyn muß. Er darf nicht von einer zweyten Mutter erwarten und verlangen, daß sie die Kinder erster Ehe eben so sehr liebe, als ihre eigenen, wenn sie deren hat; das wäre etwas wider die menschliche Natur verlangt, ob gleich auch hier, bey einem höheren Grade von Bildung, aber auch selbst dann nur unter besonderen Umständen, der Fall nicht unmöglich ist. Es ist immer genug, und mehr erwarte und verlange man nicht, als daß

die zweyte Mutter gegen die Kinder erster Ehe sanft und liebreich sey, und den nöthigen, kostspieligeren Vorkehrungen für die Erziehung und den Unterricht derselben nicht in den Weg trete.

Unter Voraussetzung der Befolgung dieser Grundsätze kann ich mir eine zweyte Ehe recht glücklich denken!

IX.

Alt und Jung.

Jedes Lebensalter des Menschen hat seine eigenthümlichen, und meist allgemeinen, Schwächen und Fehler. Die Zeit der Kindheit ist ein Zustand der Schwachheit, sie selbst ist nur eine Schwachheit. Das Jünglings-Alter bezeichnet Leichtsinn, einseitige Ansicht der Dinge und Brausen der Leidenschaften. Der Mann ist reif, er scheint keine eigenthümlichen Schwächen zu haben, man möchte dann zu große Festigkeit, welche oft in Unbiegsamkeit, in Steif- und Starrsinn ausartet, dahin rechnen wollen. Das Alter wird wieder ein Zustand der Schwachheit; es stellet sich jetzt eine Schaar von Schwächen ein, welche von demselben fast unzertrennlich scheinen. Hervorstechend sind Unduldsamkeit gegen die Schwächen Anderer, besonders der Jugend, Tadelsucht, Murrsinn, Mißtrauen, Neugierde,

Aengst-

Aengstlichkeit, Geitz mehr oder minder. Die meisten derselben lassen sich sehr natürlich erklären. — Bey den Alten sind die Leidenschaften meist eingeschlafen, sie sind ruhig, eigentlich kalt; durch gemachte Erfahrungen gewitzigt, sind sie in vielen Stücken klüger geworden; sie nehmen ihre jetzige Ansicht der Dinge auch zum Maßstabe für die Jüngeren. Sie haben vergessen, wie sie in ihrer Jugend waren, wie sie da dachten und handelten. Sie vergleichen die gegenwärtigen Zeiten nach ihrer jetzigen Ansicht — mit den vormahligen nach der einseitigen, lachenden Ansicht ihrer jüngeren Jahre. Daher halten sie die damahligen Zeiten viel besser, als die jetzigen. Sie fallen hier in den allgemeinen Fehler der Menschen, die Dinge außer sich nach ihrer individuellen gegenwärtigen Ansicht, nicht nach dem Wesen dieser Dinge an sich, zu beurtheilen. Daher tadeln sie alles, was mit ihrer jetzigen Ansicht nicht übereinstimmet, und tadeln um so bitterer, weil sie auf ihr Alter einen Vorzug legen, und es für Mangel an Achtung gegen ihr Alter halten, mit ihnen nicht einerley Meinung zu seyn, oder was das nämliche ist, nicht einer-

ley Ansicht der Dinge, welches doch der Natur der Sache nach unmöglich ist, zu haben. In den Geschäften des Lebens äußert sich das noch schlimmer. Der Alte verfällt hier leicht in den Fehler, alle übrigen Arten der Geschäfte nach demjenigen, was er selbst betrieb, zu beurtheilen. Und doch hat jedes Geschäft manche Eigenthümlichkeiten, welche jeder in seinem Fache vornehmlich nur zu bemerken und zu erlernen Gelegenheit hat. Zudem ist das Alter in Geschäften zu bedenklich, zu besorglich. Das männliche Alter ist das des Handelns. Das sollte man im Alter immer bedenken. — Alter ist Krankheit, daher darf man sich über den Murrsinn so sehr nicht wundern. Der Alte sucht das außer sich, was in seinem Körper, in seiner Abnahme liegt. Jedes Kommen, jedes Gebrachtwerden aus dem alten, gewohnten Geleise ist dem Alter unangenehm und empfindlich. Es wird daher leicht, besonders durch jeden Widerspruch beleidigt. — Den Grund des Mißtrauens finden wir leicht. Die Alten täuschten sich in ihrem Leben, wie ein jeder, oft, wurden oft angeführt und wohl gar betrogen. In den frühe-

ten Jahren nimmt man das auf die leichte Achsel, das Alter ist bedächtlich, erinnert sich bey vorkommenden Fällen an ehemahls erlittenen Schaden, und wird argwöhnisch. Ueberall wittert es Beeinträchtigung, Unredlichkeit, Betrug. Abnahme der äußeren Sinne hat mit Antheil daran. — Die Neugierde der Alten hat wohl in ihrer ehemahligen größeren Thätigkeit ihren Grund. Ihr Wirkungskreis hat sich jetzt verenget, sie stehen isolirter da, und doch knüpfen sie gern alles an sich, und wollen gern auf eine leichte und bequeme Art beschäftiget seyn. Daher interessirt sie vornehmlich die Geschichte des Tages, das kleinste Detail des Hauswesens, und alles dasjenige, was man Neuigkeiten zu nennen pflegt. Für ernsthafte, anstrengende Beschäftigung haben sie keinen Sinn mehr. — In der Abnahme der Kräfte hat die Aengstlichkeit ihren Grund. Aengstlich sind sie fast in Allem, vornehmlich in Geschäften. Eben in dieser Aengstlichkeit ist auch wohl der Grund des mehreren oder minderen Geitzes zu suchen. Sonderbar ist übrigens diese Erscheinung: je höher das Alter, je weniger Aussicht also, annoch viel nöthig zu

ha-

haben, desto größer die Besorglichkeit, kein hinlängliches Auskommen zu b-halten.

Ja, das Alter ist ein Zustand der Schwachheit! Und doch wünschen die meisten, alt zu werden. Eine Erscheinung, die sich sehr natürlich erklärt. Doch das gehört nicht hierher. Die Absicht dieses Aufsatzes befaßt ein anderes Verhältniß des praktischen Lebens, das Zusammenwohnen von Alt und Jung. Immer ist solches bedenklich. Die Beyspiele sind selten, wo sie ganz froh und zufrieden mit einander leben, und der Natur der Sache nach leben können. Die Verschiedenheit der Denkart in beyden Zeitaltern ist zu groß. Ist aber der Entschluß zu einen solchen Zusammenwohnen einmahl gefaßt, dann kann an beyden Seiten viel zur Beförderung eines angenehmern Verhältnisses gegen einander gethan werden.

Den Jungen liegt vornehmlich die Pflicht der Nachsicht auf, ihr Alter gibt ihnen dazu die meiste Kraft, und der Gedanke: auch wir werden vielleicht alt werden, und haben alsdann ebenfalls Nachsicht der Jüngeren nöthig, erleichtert es. Die Alten üben ihre Schwächen nicht, um uns zu kränken, sondern weil sie alt sind.

Die-

Dieses wird am häufigsten übersehen; man glaubt sich absichtlich gekränkt, und sprudelt dagegen auf. Zu unserer Zufriedenheit kommt ja alles auf unsere eigene Ansicht der äußeren Dinge an; diese selbst können wir nicht ändern, auch die Schwachheiten des Alters nicht, aber unsere Ansicht, unsere Vorstellungsart von ihnen ist mehr in unserer Gewalt. Manche Ansichten kommen hiebey in besondere Erwägung: Nichts bildet mehr, als Nachsicht und Geduld mit dem Schwächen Anderer; das übt uns in der Selbstbeherrschung, dadurch werden wir sanft, schonend, liebreich, — hohe Grade sittlicher Kultur, und zugleich so nöthige Eigenschaften zum frohen, glücklichen Leben in dieser Welt überhaupt. Vollkommenes Glück, bloß Genuß hier suchen, ist Thorheit, weil wir sie nie finden und finden können; wir leben hier in einer Schule, und der süßeste Genuß bleibt für ein moralisches Wesen doch der frohe Gedanke: ich bin besser geworden. — Eine andere Ansicht in Beziehung auf Kinder und Eltern ist hier nicht unerheblich. Jene sind diesen immer viel Dank schuldig, thaten sie das Gute, was sie ihren Kindern erwiesen, auch

nicht

nicht immer aus reinen Absichten, oft nur aus Eigenliebe und Gewohnheit. Sie thaten es doch; und lieben wir ja schon den Baum, der oft uns beschattete, unter dem wir unsere jugendlichen Spiele trieben. Wann haben wir aber mehr Gelegenheit, ihnen Dankbarkeit und Liebe zu beweisen, als wenn sie alt sind? Haben wir denn jetzt Nachsicht mit den Schwächen ihres Alters, wie sie viele tausendmahl Nachsicht mit unseren kindischen Schwächen hatten! Ausübung der Dankbarkeit ist ein süßer Genuß. Ja, durch Nachsicht, Nachgeben, Vermeidung von fortgesetztem Widerspruch von Seiten der Jungen kann viel geschehen.

Aber auch die Alten können viel thun. Eigentlich möchte es scheinen, daß die Zeit des Alters zum Genusse, vornehmlich zum reineren Genusse bestimmt wäre. Die heftigen Begierden und Leidenschaften toben nicht mehr; ruhiger macht das Blut seinen Kreislauf; man hatte der Gelegenheit, Erfahrungen aller Art zu machen, milder und in jeder Rücksicht klüger zu werden, viel; man hat so lange und viel gesäet, warum erntet man nicht? Finden wir darin etwa einen Wink,

daß wir hier nicht erndten sollen? — Aber auch die Alten, sagte ich, können viel thun. Sie müssen sich vornehmlich zu überzeugen suchen, daß ihr Alter an sich Schwächen, insbesondere die genannten, mit sich führt. Hier wird es am häufigsten versehen; sie suchen die Gründe ihrer Unzufriedenheit nicht in sich und in ihrem Alter, sondern in denen, mit welchen sie umgehen. Daraus entspringt das Unangenehme, was sie selbst empfinden, und was sie den Andern bereiten. — Vielleicht könnten sie auch jenen Schwächen des Alters entgegenarbeiten. Es scheint mir nicht unmöglich, und die Erfahrung liefert uns zuweilen Beyspiele von sehr gutmüthigen Alten, welche die frohen Spiele der Jugend nicht stören, sich derselben vielmehr freuen, und sich an die Freuden ihrer Jugend dabey erinnern; welche nicht alles nach ihren jetzigen Ansichten, und Andere nach ihren Jahren beurtheilen; welche sanft, nachgebend, gefällig und liebreich sind; welche mit ihrer Erfahrung gern nützen, und Andern rathen, wenn sie darum ersucht werden, aber nie sich dazu aufdringen, und es ganz gelassen ansehen können, wenn man ihren Rath nicht befolgt; welche

weise genug sind, das ruhig seinen Gang gehen zu lassen, was sie nicht ändern können; welche noch immer mit dem Zeitalter, insbesondere auch in den Wissenschaften, fortschreiten, und sich in einer, zwar von Rechts wegen gemäßigten, aber gesetzten und anständigen Thätigkeit erhalten; welche sich um Kleinigkeiten nicht bekümmern; welche ihr Herz nie gegen Wohlthätigkeit verengen, und nie die Schranken der Sparsamkeit überschreiten. Und wie ehrwürdig sind diese Alten, wie geliebt sind sie von Allen! Und Liebe — wie wohl thut sie im Alter! Sie ernten dann schon hier, genießen die Früchte ihrer mühsamen, sorgenvollen männlichen Jahre. Heil ihnen, Heil uns allen, die wir zu jenem schönen Ziele gelangen!

X.

Kränklichkeit und Tod oft, wo man sie nicht ahnet.

Der junge Baum verkümmert und stirbt unter und neben dem alten seiner Art; die Ausdünstung dieses ist jenem gefährlich, das sagt uns die Erfahrung. Eltern, und ihr fragt noch, warum eure Kinder oft kränkeln und verkümmern? Laßt ihr sie doch schlafen bey alten Wärterinnen, schlafen oft selbst bey kränklichen Alten! Salomo der Greis suchte Erhaltung seines schwindenden Lebens in der Ausdünstung blühender Jugend. Großeltern, alte Väter, alte Mütter, alte Muhmen! und ihr laßt eure Enkel, eure Söhne, eure Töchter, eure Nichten, die ihr liebt, bey euch schlafen, wohl gar, wenn ihr wirklich krank seyd, werdet oft empfindlich, wenn sie es nicht gern thun. Ihr mordet an dem Leben, an der Gesundheit eurer Lieben,

ohne

ohne es zu denken, ohne es zu wollen. Fragt die Erfahrung, und sündiget hinfort nicht mehr.

* * *

Auch Schwindsüchtige schlafen oft bey denen, die ihnen am liebsten sind, und bedenken nicht, daß keine Krankheit ansteckender ist, als mehrere Arten von Schwindsucht. In Italien verbrennt man die Kleider der Schwindsüchtigen, und mit Recht; ich sahe Arme, denen man die wollene Kleidungen verstorbener Schwindsüchtiger geschenkt hatte — und kaum ein Jahr, es starben diese an der Schwindsucht, welche nie daran gestorben wären *). Darum stirbt oft eine ganze Familie an dieser gefährlichen Krankheit aus **).

Nach

*) Sollte das nicht überhaupt bedenklich machen, alte Kleider zu kaufen, ohne denjenigen zu kennen, der sie getragen hat? Wie viel Unheil hat schon der Ankauf alter Kleider, besonders von Schacherjuden, über Manche gebracht!

**) Oft auch gemordet von ihrer Mutter. Trinkt die Mutter im Uebermaß starke Getränke, oder ist sie jähzornig, dann sterben gemeiniglich ihre Kinder, oft alle, an der Schwindsucht. Der den Trunk liebende Vater kann auf Dumm-

Nach der Erfahrung steckt sie den älteren nicht leicht an, aber der jüngere, der bey dem älteren Schwindsüchtigen schläft, stirbt meist an der nämlichen Krankheit. Bedenke das doch jeder, schlafe keiner bey Kranken, und vornemlich dann keinen Augenblick länger, wenn man eine Spur von Schwindsucht ahnet.

köpfe, die den Trunk liebende Mutter auf sieche, schwindsüchtige Kinder rechnen.

XI.

Sparsamkeit und Geiz.

Das bezeichnende Merkmahl des Geizes ist das Streben nach dem Besitze äußerer Güter um ihrer selbst; Sparsamkeit strebt nach ihrem Besitze um des nützlichen Gebauchs willen.

Der, für den das Geld, das er erworben, keinen Werth an sich hat, sondern es gern zum Besten Anderer hingibt, der ist nicht geizig.

Wem jeder unnütze Aufwand in seinem Hauswesen unangenehm ist, und ihn weder an sich, noch an seinen Hausgenossen gern duldet; wem insbesondere Zugutethun des Gaumes sowohl an sich selbst, als an seinen Hausgenossen zuwider ist; wer jedem unnöthigen Aufwande in seinem Hauswesen feind ist, aber jede nöthige Ausgabe gern macht, gern jedem das Seinige gibt, und Verlust, den er nicht selbst verschuldet, ohne unangenehmes Gefühl ertragen kann, der ist nicht geizig, sondern sparsam.

Wer sich gern etwas versagt, um Andern damit

mit zu dienen, und Andern dadurch ein Vergnügen zu machen, der ist nicht geizig.

Wer sich, weil seine Vermögensumstände es ihm versagen, möglichst einschränkt, und jede unnütze Ausgabe vermeidet, der ist nicht geizig, sondern vernünftig sparsam.

Wer sich einschränkt, um ein ehrlicher Mann bleiben zu können, und sich seine bürgerliche Existenz zu sichern, der ist nicht geizig, sondern vernünftig sparsam.

Wer alle Vortheile, welche sich mit strenger Rechtschaffenheit nicht vereinigen lassen, ohne einigen Kampf, ja ohne einmahl den Wunsch darnach zu fühlen, entschieden verschmähet, der ist nicht geizig.

Wer aus Zartgefühl für das Wohl Anderer willig Aufopferungen, und selbst beträchtliche macht, der ist nicht geizig, wenn er gleich mit dem, was er hat, sehr genau zu Rathe geht.

Wer für andere eben so spart, als für sich selbst, der ist nicht geizig.

Wer jeden gern und pünktlich bezahlt, jedem seinen billigen Vortheil gönnt, und keinen Handwerker drückt: der ist nicht geizig.

Wer gern gibt und mittheilt, was er hat; wer gern Nothleidenden hilft: der ist nicht geizig.

Kurz, wer allen unnützen Aufwand vermeidet, aber gern, jedoch ohne irgend eine Beeinträchtigung Anderer, seine äußernUmstände verbessert, und zwar nicht aus Liebe zum Gelde als solchem, sondern um eines vernünftigen nützlichen Gebrauchs willen, der ist nicht geizig, sondern sparsam.

* * *

Die große Kunst, vernünftig zu sparen, besteht darin, es in Kleinigkeiten zu thun. Denn diese machen auf's ganze Jahr ein Großes. Im Großen sind die meisten sparsam, weil es sich da von selbst versteht; aber in Kleinigkeiten sind die meisten Menschen wahre Verschwender.

XII.

Ich selbst.

Auf das liebe Ich setzen viele Menschen großen Werth. Indeß zählt man es doch zu den Regeln der guten Lebensart, sein Ich neben Andern im Sprechen nicht vorzusetzen, wie weiland Haman that: Ich und der König. Wer auf Lebensart Anspruch macht, sagt: Herr N. und ich, ein Beweis, daß die gute Lebensart Bescheidenheit empfiehlt. Indeß hört man auch von Damen und Herren feinerer Bildung: ich selbst muß gestehen, daß der Mann Verstand hat, selbst ich muß sagen, daß er ein guter Gesellschafter ist ꝛc. Ob dieses: Ich selbst, auch zu den Regeln der Bescheidenheit gehört?

XIII.

Eltern, liebet ihr eure Kinder?

Liebet ihr eure Kinder? möchte man Eltern, selbst gute Eltern oft fragen. Die meisten glauben es zu thun, und sie lieben sie wirklich, wenn Liebe bloß in dem Wunsche besteht, den Gegenstand derselben glücklich zu sehen, sich seiner zu freuen und Antheil an ihm zu nehmen. Allein um das Glücklichseyn ist es eine eigene Sache; es ist ein Ziel, wornach wir alle streben, aber es gibt wohl keinen Gegenstand, wovon die meisten Menschen dunklere und irrigere Begriffe haben, als eben diesen. Würde Glückseligkeit in der Zufriedenheit überhaupt, in der Zufriedenheit mit dem Standpunkte, den uns die Vorsehung in dem großen Ganzen anwies, in der treuen Erfüllung unserer Pflichten auf diesem Standpunkte, in der uns möglichen Ausbildung unseres Verstandes und Herzens suchen: dann wür-

würden wir wirklich glücklicher seyn. — Hier ist eine reiche Quelle von Glückseligkeit, welche allen Menschen ohne Ausnahme offen steht; allein die meisten haschen nach äußerer Behaglichkeit, bloß nach den gewöhnlichen Glücksgütern, welche doch zufällig, und im Ganzen wenig in unserer Gewalt sind. So machen sie ihre Ruhe und Zufriedenheit vom Zufalle abhängig, statt daß sie bey richtiger Schätzung der äußeren Dinge, und durch ihre Denkart, welche in ihrer Gewalt ist, ihrer Glückseligkeit Herr werden, und sie gänzlich von sich selbst abhängig machen könnten. Doch wieder zur Sache.

Die Liebe der meisten Eltern zu ihren Kindern ist Eigenlibe, welcher sich eine gewisse Sinnlichkeit beygesellet; sie hätscheln ihre Lieben, weil sie ihnen angehören. Meist beruht diese Liebe auch nur auf dunkeln Gefühlen. Eltern-Liebe, wie sie seyn sollte, ist dagegen die frohe, innige Theilnahme an der Wohlfarth unserer Kinder, verbunden mit dem aufmerksamen, angelegentlichen Bestreben, sie zu guten, verständigen, zufriedenen, folglich glückseligen Menschen und zu nützlichen Staatsbürgern zu bilden.

Ich

Ich komme auf die nächste Absicht dieses Aufsatzes. Sie ist, auf einen Fehler bey der Erziehung aufmerksam zu machen, der den äußeren Glücksumständen der Menschen sehr nachtheilig ist, und gewöhnlich den Rückgang und das Verarmen der einzelnen Familien bewirket. Wenig bedürfen — davon hänget vornehmlich, nicht allein unsere Zufriedenheit, daran zweifelt wohl niemand, sondern auch unser äußerer Wohlstand (unser sogenanntes Glück) ab. Eben darin lag der Grund, daß sonst Wohlhabenheit allgemeiner war, daß unsere Vorfahren, vornehmlich unsere Kaufleute, ob sie gleich nicht so große Geschäfte machten, nach damahliger Art reich wurden. Wir sind von diesem Grundsatze abgewichen, unsere Bedürfnisse vervielfältigen wir mit jedem Tage, tausendfach sind die Bedürfnisse, welche wir von erster Jugend an unseren Kindern angewöhnen. Die Kinder vieler Eltern müssen Leckerbissen haben; sie müssen sorgfältig bedient werden, die Wärterinnen, und welche sonst um sie sind, müssen ihre leisen Wünsche errathen, und ihnen zuvorkommen; vor jedem rauhen Lüftchen werden sie sorgfältig bewahrt; überall wittert man

für

für die lieben Kleinen Gefahr; sie dürfen nicht, nur reinlich, aber einfach gekleidet, nein sie müssen geputzt, in kostbaren Kleidern und nach der neuesten Mode erscheinen; Mädchen von vier bis sechs Jahren sprechen von Seide, Flor, Spitzen, von der neuesten Mode, von Gesellschaften, acht- bis zehnjährige Mädchen von Bällen, Assembleen, Societäten, von Bemerktwerden und Eroberungen. — Eine kleine Familien-Geschichte aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo einfache Lebensart und wenige Bedürfnisse im Allgemeinen noch an der Tagesordnung waren, möchte hier nicht am unrechten Orte stehen. Ein Mann, den man den Reichen nannte, hatte viele Kinder. Jedes derselben hatte seine sorgfältige Bedienung, jedes wurde Morgens und Nachmittags gefragt, was es Mittagsund Abends zu essen Lust hätte, und jedes bekam sein erwünschtes Gericht. So lange die Eltern lebten, ging es gut, sie waren nach damahliger Zeit sehr reich.. Nach ihrem Tode theilten die Kinder, ich meine, ihrer waren neun, das elterliche Erbe. Acht, Söhne und Töchter, heiratheten, und alle waren mit dem elterlichen Erbe bald fertig, sie verarmten, und acht Fami-

lien wurden Bettler. Der neunte Sohn blieb unverheirathet, er war schon vor der Zeit mit seinem Vermögen zu Ende; er lebte bis an seinen Tod der Gnade von sieben Familien, bey welchen er abwechselnd wöchentlich einmahl eine freye Mahlzeit bekam.

Eltern machen einen gewissen Aufwand. Sie können es, der Aufwand ist ihrem Vermögen, was schlimmer ist, ihrem gegenwärtigen Erwerbe angemessen. Wie will man es vermeiden, daß die Kinder nicht an diesem Aufwande Theil nehmen? Gut lässet es sich nicht thun, doch ist es in gewisser Rücksicht möglich; der Fall, daß es wirklich geschähe, ist aber gewiß sehr selten. Nun hört gerade der blühende Erwerb einmahl Jahre lang auf! Das ist schlimm, schon für die Eltern selbst, doch bleibt das Ganze noch wohl in Ordnung. Aber die Eltern sterben, und das Vermögen geht in viele Theile. Die Eltern hatten z. B. 2000 Rthlr. jährlicher Einkünfte, ihre fünf Kinder haben jetzt jedes nur 400 Rthlr., und doch sind sie an den Aufwand eines jährlichen Einkommens von 2000 Rthlr. gewöhnt, er ist ihnen zum Bedürfniß geworden. Entweder

der müssen sich diese jetzt sehr einschränken, sich sehr, sehr viele Bedürfnisse abgewöhnen, und dazu gehört viel Verstand und Kraft, welche eben nicht so gewöhnlich sind, zumahl bey verweichlichten verwöhnten Menschen; und wenn dann diese Ermannung auch einigen gelinget: so kann man diese Einschränkung, diese Abgewöhnung, wenigstens für die erste Empfindung, doch gewiß nicht angenehm nennen; oder sie müssen bey einem erlernten Gewerbe, was leider oft schlecht genug erlernt wird, besonderes Glück machen, und dann vom Gewinn, der aber vielen Zufällen ausgesetzt ist, bestehen; oder sie müssen reich heirathen, aber das ist für alle so leicht eben nicht, dann ist es auch oft eine mißliche Sache ums reiche Heirathen; oder endlich sie werden, zum Theil oder alle, Arme, und zwar recht unglückliche, recht mitleidswerthe Arme, weil sie so viele Bedürfnisse haben, welche sie gern befriedigen möchten und nicht können, und also in ihrem Zustande eine peinigende Qual fühlen, die der in Dürftigkeit Erzogene gar nicht kennt, welcher vielmehr trotz seiner Armuth recht froh und vergnügt seyn kann. — Blickt man nun

gar auf die folgende, vielleicht ebenfalls zahlreiche Generation, ebenfalls mit vielen Bedürfnissen erzogen: so dürfen wir uns über die vielen, sonst blühenden und angesehenen, jetzt verarmten und herabgesunkenen Familien nicht wundern.

Gute Eltern, die ihr eure Kinder liebt, die ihr eure Kinder und Enkel wohlhabend wünschet, die ihr den Flor eurer Familien in die späteren Zeiten erhalten wollet, legt den Grund dazu, ihr könnt es! Erziehet eure Kinder einfach, gewöhnt sie, wenig zu bedürfen, prägt es als lebendigen Grundsatz ihrem Verstande ein, daß hierauf ihr künftiges Wohl beruhet, geht ihnen mit eigenem Beyspiele vor, macht nur halb so viel Aufwand, als eure Vermögens-Umstände es euch erlauben, lasset wenigstens, was doch nicht so gut angeht, eure Kinder keinen Antheil daran nehmen! Eure spätan Enkel werden es euch danken, wenn schon längst der Wind euern Staub verweht hat!

XIV.

Frohe Gesellschaften.

Unser täglicher Rock, daß er hübsch reinlich bey seiner Einfachheit sey, versteht sich von selbst, ist uns so gemächlich und behaglich, wir lieben ihn mehr, als das Feyerkleid, welches unseren Körper mehr oder weniger zwängt und drückt. So sagt man auch von einem Aufenthalte, wo es uns wohl gefiel, ich war da wie zu Hause. Und in unserem Hause ists uns wirklich so wohl, sollte es wenigstens seyn, wenn wir glücklich zu seyn verständen; wir dürfen uns da nicht zwängen, wir legen uns nicht in Falten, wir suchen nicht zu scheinen, was wir nicht sind, und leben froh und heiter in unserem traulichen Kreise. — Man sollte sagen, wir würden suchen, daß es uns immer so wohl wäre. Aber thun wir das? Sehr oft nicht. — Achten wir doch ein wenig auf unsere Privatgesellschaften, auf

die sogenannten Besuche und Schmausereyen. Sie waren freylich sonst häufiger, als jetzt. Die Ursachen davon sind die häufiger gewordenen öffentlichen Gesellschaften, die Societäten und verminderter Wohlstand, eine Folge des übertriebenen Luxus; man braucht jetzt vielerley und viel mehr. Allein diese Schmausereyen sind doch noch nicht überall ausgestorben; es muß dabey der Sitte nach viel Aufwand gemacht werden, es müssen viele und ausgesuchte Schüsseln da seyn. Siehet man die vollen Tische: so muß man glauben, der Zweck der Zusammenkunft sey, sich einmahl recht rund zu essen. So kann man dann nicht zusammenkommen, wenn man Lust hat und sich zu gesellschaftlicher Freude aufgelegt fühlt, sondern wenn man im Stande ist, den Tisch mit den erforderlichen Schüsseln zu bespicken. Der Besuch muß abgesagt werden, und nachher eine Einladung erfolgen. Hierauf muß dann mehrere Tage vorher gedacht und gesorgt werden; am Abende der Gesellschaft muß die Hausfrau ihre ganze Aufmerksamkeit zusammennehmen, daß ja kein Fältchen am Tischtuche sich finde. Die arme Frau hat keine Freude von der Gesellschaft,

sie hat ja nur Sorgen, und ihre Freude hebt erst an, wenn die Gesellschaft zu Hause geht. Viele hörte ich nachher traulich sagen: ich freue mich, daß ich das wieder überstanden habe. Daß der eigentliche Zweck der Gesellschaft, freundschaftliche, trauliche Unterhaltung, hier nicht gedeihen könne, liegt in der Natur der Sache. Die nothwendige Sorgsamkeit der Wirthe geht mehr oder minder auf die ganze Gesellschaft über, und es mischet sich ein gewisses Fremdseyn ein. Alles ist mehr feyerlich, mehr gezwungen, man ist im Feyerkleide. Und der folgende Tag ist für manche Gäste ein Tag übler Stimmung, warum? bedarf keiner Erwähnung. — Die Menschen verbittern sich doch oft ihre Freuden. Käme man der Unterhaltung wegen, und um sich wirklich zu erheitern, zusammen: dann wäre man mit dem Essen bald fertig. Man gäbe ohne Ceremonien das, was man gerade selbst äße. So fielen alle Sorgen weg, und man wäre bey dem Freunde — wie zu Hause. Da öffenete sich froh das Herz zu gegenseitiger traulicher Unterhaltung, und man fände, was man in den gewöhnlichen Gesellschaften vergeblich sucht,

Er-

Erheiterung und Kräfte zu neuen Arbeiten am folgenden Tage. Ich hatte einen Freund, bey dem ich die frohesten Gesellschaften antraf, dessen Gäste man immer froh sah. Traulich öffnete sich hier jedes Herz, Zwang jeder Art war verscheucht, jeder war und fühlte sich da wie zu Hause. Ein oder zwey sehr einfache, meist ländliche Gerichte machten das Gastmahl, die Gäste mochten unvermuthet kommen, oder eingeladen seyn. Heiterkeit, Scherz, Laune, Traulichkeit gaben die Würze. Häufig waren Gesellschaften in seinem Hause; sie konnten es seyn, weil sie nicht kostbar waren. Wenn man es doch verstände, wenn man es doch verstehen wollte, froh und glücklich zu seyn!

„Aber, hörte ich manche sagen, das wäre unserer Ehre zu nahe, wenn wir bey einem Besuche nicht etwas besonders, nicht einen Braten und so und so viel Gerichte hätten.“ — Möchte das aber, in der Nähe besehen, nicht bloß Vorurtheil seyn? Man will scheinen, und wirft das bequeme Hauskleid weg. Ist hier aber bloß Scheinen die Triebfeder: so erlauben es entweder unsere Vermögensumstände, so viel Gerichte

richte zu geben, oder nicht. In jenem Falle kann unsere Ehre bey gegebener Hausmannskost nicht leiden, in diesem handeln wir sehr thörigt, denn wir geben, wir glänzen, um uns am folgenden Tage das Nöthige abziehen zu müssen, oder, was, was noch schlimmer ist, Schulden zu machen. Sanftes, holdes Geschlecht, liebe Gefährtinnen auf dem Pfade dieses Lebens, die Ihr so viel Blumen auf denselben zu streuen vermöget, an Euch wende ich mich; bringet mehr Reitz, mehr Frohsinn, mehr Ungezwungenheit in unsere Gesellschaften, gebt uns nur ein einfaches Gericht!

XV.

Etwas über Menschen-Beurtheilung.

Es ist eine eigene Sache um das Urtheil der Menschen über Menschen und ihre Handlungen. Wir sind wohl nirgend mehr in Gefahr, jemand Unrecht zu thun, als hier; und solches Unrecht ist wirklich hart, da das gute oder schlechte Urtheil seiner Mitmenschen keinem ganz gleichgültig seyn kann. Nirgend ist also Vorsicht nöthiger, als hier.

Die meisten menschlichen Handlungen werden nach dem äußeren Scheine beurtheilt. Die näheren Umstände, das Individuelle, die Bewegungsgründe der Handelnden werden selten bekannt. Dennoch können die Handlungen nur nach den guten oder bösen Absichten richtig beurtheilet werden. Diese liegen aber außer dem Gesichtskreise der Menschen.

Am

Am leichtesten ist unrichtige Beurtheilung menschlicher Handlungen in den Fällen möglich, wo verschiedenes Interesse mehrerer Menschen zusammen trifft. Gewöhnlich neiget sich hier das Urtheil anf die Seite desjenigen, der äußerlich zu leiden scheint. Dieses ist an sich sehr natürlich, ein Grundzug des menschlichen Herzens beweiset sich hier wirksam. Das beste Verwahrungsmittel gegen unrichtige Beurtheilung ist in diesem Falle: man höre beyde Theile, bis dahin aber behalte man sich sein Urtheil vor. Der widrige Schein kann doch trügen, der, wider welchen er ist, kann doch als ein rechtschaffener und vernünftiger Mann gehandelt haben. Daß dieses möglich ist, lehrt uns die Erfahrung, welche oft unser früheres Urtheil dieser Art nachher berichtiget hat. Ob ein Mann sonst in seinen Handlungen sich immer rechtschaffen und redlich bewiesen hat, verdient in solchen Fällen ebenfalls viel Rücksicht.

Ob uns das Urtheil, selbst die wahrscheinlich unrichtige Beurtheilung der Menschen in unsern Handlungen bestimmen darf und soll? Verstand und Moralität sagen ohne Zweifel: Nein. Freylich

lich wäre der nicht wenig zu tadeln, welcher sich ganz und durchaus über das Urtheil der Menschen hinwegsetzen wollte, aber auch eben so sehr wäre gewiß derjenige zu tadeln, welcher gegen die Stimme überwiegender, vernünftiger und moralischer Gründe die Furcht vor unrichtiger Beurtheilung in die Waagschale bringen, und sich durch letztere in seinem Handeln bestimmen lassen wollte.

XVI.

XVI.

Die Federfehden.

Die Erfahrung sagt, daß die Federfehden die heftigsten sind. Gut, daß dabey kein Blut fließt, es gingen ganze Ströme verloren. Da geschähe Mord über Mord. Doch nein, das möchte so sehr nicht zu fürchten seyn, die muthigsten Kämpfer im Federkriege sollen ihr Auge sehr scheu vom Blutfließen, vornehmlich ihres werthen eigenen, abwenden. Dennoch aber spielt das Blut seine Rolle, auch fließt etwas zwischen, die Galle. Das ist aber ein wohlthätiger Fluß. Aerzte halten die Ausleerung der Galle, wenn sie zuweilen geschieht, der Gesundheit sehr zuträglich, es gibt eine Alteration im Blut und in der ganzen Organisation; die Erläuterung des Wie? überlassen wir den Aerzten. Auch gewährt der Ausfluß der Galle, wenn er gelinde ist, innerhalb der Schranken des Dekorums bleibt, in

fein gesalzenem Witz und gefälliger Laune sich äußert, und der Gegenstand sich wirklich dazu eignet, den Zuschauern, selbst gebildeten, einige Unterhaltung; ja selbst Halbgebildete und Ungebildete haben noch daran ihren Spaß, wenn sie sich in schwarzen Strömen ergießt, und Schlacken von Schimpf- und Schmähreden auswirft. Ja, man lobe uns unsere Galle, sie hat ihr vielfaches Gute.

Drolligt ist's, daß gerade die Gelehrten die heftigsten, bittersten Kämpfer auf diesem Kriegs-Schauplatze sind. Sie können schimpfen wie die Gassenbuben und lassen kein ehrliches Haar an ihren Gegnern. Ob das die Sitte großer Geister ist? Fast sollte man es glauben, wenn man mehrere heurige Fehden gewahret. Die armen Gegner! Was sollen sie machen? Sollen sie in gleichen Ausdrücken wieder schimpfen? Ey Gott bewahre, sie pöblisirten sich ja dadurch, balgten sich mit jenen in Koth herum und dienten mit ihnen zum Gelächter. Aber was sollen Sie denn thun? Das beste wäre, sie hörten dem kleinen Gebelfer ruhig zu, vertheidigten sich kalt, wo es seyn müßte, und behandelten ihren Gegner gesittet nicht nur, sondern auch sanft, schonend,

human. Du wendest ein, lieber Leser, man wird den gesetzten, ruhigen Mann verkennen, ihn vielleicht furchtsam nennen und urtheilen, daß es besser gethan wäre, drein zu schlagen, den Gegner derbe zu züchtigen und ihn mit gleicher Münze zu bezahlen. Ich bin nicht deiner Meinung, lieber Entgegner, es gibt ein gewisser moralischer Takt, der sich nie verleugnen darf. Verkennen auch einige den ruhigen Mann, das werden die wenigsten thun, und das Urtheil der Besseren ist ihm genug.

Wir kommen auf die liebe Galle zurück. Sie hat also ihr Gutes, aber, wie alles, was endliche Geschöpfe an sich haben, seine schwachen, so hat auch sie ihre häßlichen Seiten: sie wirbelt das Blut und läßet uns den Kopf verlieren; sie ziehet den Blick von der Sache ab, und leitet ihn auf Nebensachen; wir haschen nach Schein, das Phantom schwindet unserem Griffe; wir erregen Lachen, aber über uns selbst.

Wie alles seinen Grund hat, und wie wir Menschen nach unserer vernünftigen Natur überall nach dem Grunde jeder Erscheinung forschen, so fragen wir auch nach der Quelle aller litterärischen

rischen Fehden? Nach unserem unvorgreiflichen Dafürhalten findet sich diese Quelle im leidigen Egoismus, in Eitelkeit, Hochmuth, im Schwindel. Niemand wage sich an unser theures Ich, und was damit in Collision kommt; auch lasse man uns ungestört unsere werthe Personage vors Publikum produciren. Um Wahrheit wäre es uns zu thun? Ey bewahre, da käme es ja nur auf die Sache, auf ruhige, bescheidene Auseinandersetzung der Gründe an, und die Personen blieben ganz aus dem Spiele. — Man streite vor dem Publikum, und man kann mit Sicherheit den Grad der Kultur beyder Streitenden, den Grad ihrer intellektuellen und moralischen Ausbildung bestimmen. Das bedenken wohl wenige Kämpfer.

XVII.

Aufklärung.

Aufklärung ist ein bildliches Wort. Wenn die Sonne durch den bewölkten Dunstkreis durchbricht, und der Wind die Wolken zerstreut, dann klärt der Himmel sich auf. Wenn die Wolken des Aberglubens, der Vorurtheile und des blinden Nachbetens sich zerstreuen, wenn der Verstand das eigene Zusehen, das Prüfen, das Selbstdenken zum Gesetze sich macht, wenn der Mensch seine Bestimmung erkennt, und sie darin findet, überall gut, und edel, und menschlich zu handeln, kurz wenn er sich als verständiges und moralisches Wesen immer mehr auszubilden sucht: dann nennen wir das Aufklärung im moralischen Sinn. Und dieser Aufklärung abhold seyn, ihr wohl gar entgegengearbeiten, nein, das wird keiner, der des Menschseyns werth ist! Der größte Aufklärer in diesem wahren

ren Sinne war Christus, und wir sollten nach ihm uns nennen, seine Anhänger seyn wollen, und seiner Lehre, seinem Wirken und Thun so geradezu uns unwürdig beweisen?

XVIII.

Eine Bemerkung über poetische Darstellung des Bösen.

Man hat behaupten wollen, daß es, — einige Arten der Dichtkunst, die sogenannte religiöse z. B., etwa ausgenommen, — Verkennung des Wesens der Poesie sey, wenn man ihr anmuthe, die Wahrheit zum Mentor zu nehmen, und also den Werth ihrer Dichtungen davon abhängig machen wolle, ob ihr innerer Gehalt von der Philosophie, der Moral und Religionslehre als gültig anerkannt werde.

Diese Behauptung, als allgemein dargestellt, möchte denn doch wohl einige Erinnerung erlauben; sie spräche sonst auch für die Pucelle d'Orleans und für eines Grecourts Gedichte, welchen man poetischen Werth nicht abspricht. — Der Dichter darf Leidenschaften, Böses, selbst das personificirt böse, den Teufel, (jedoch objectiv und nicht

ligend) darstellen; je wahrer er es darstellt, desto trefflicher ist die Darstellung und er verletzet die Moralität nicht. Allein er darf nichts Unmoralisches als Maxime aufstellen, darf durch seine Darstellung keine Reizung zum Unmoralischen veranlassen; je poetisch schöner er dieses thut, desto gefährlicher ist es. Thut er es aber in einer Aufwallung der Leidenschaft, oder aus poetischer Laune, dann gehört das Produkt für ihn selbst und seine Freunde, die festen Sinnes über das poetisch Schöne sich freuen. Allein es gehört nicht für den Druck, der es in die Hände auch vieler Schwacher bringet, und hier tritt das Censurgesetz ein, wornach nichts gedruckt werden soll, was das Heilige der Religion und der Moralität verletzt. —

XIX.

An die Deutschen.

Eine Nation, bey welcher der militärische Geist, der Geist des Muths und der Tapferkeit in persönlicher Vertheidigung des Vaterlandes und der National-Selbstständigkeit sich verliert oder doch geschwächt wird, diese Nation ist in Gefahr, ihre Selbstständigkeit zu verlieren, in Gefahr, als Nation unterzugehen. Nur jener militärische Geist gibt einer Nation Selbstständigkeit; er befördert die Ehrliebe, regt die menschlichen Kräfte, und gibt ihr das Gefühl ihrer Kraft und ihres Werths. Nach der Geschichte war die militärische Epoche für jede Nation die glänzendste.

Deutschlands militärischen Geist tödtete der Stock und der Erbadel. Der Soldatenstand wurde Sklavenstand; wenn du nicht taugen willst: so mußte du dem Kalbfelle folgen, war die Drohung neuerer Zeit. Man sahe den Soldaten-

stand

stand nicht mehr als einen Stand der Ehre, sondern der Strafe an; die bessern Bürgerstände kannten kein größeres Unglück, als den Soldatenstand, und flohen ihn.

Jene beyden Skandale deutscher Aufklärung sind jetzt gestürzt, der Stock ist zerbrochen, die Officierstellen kleben nicht mehr dem Erbadel an; Talent und Verdienst werden hinfort auch im Militär, ohne Rücksicht auf Geburt, anerkannt werden.

In dem militärischen Geiste liegt der Anker, die deutsche Nation aus ihren Trümmern zu erheben, und sie wieder als große kräftige Nation emporzustellen. Deutsche Männer! ermannet euch, hört auf, den Militärstand zu fliehen, gebt willig eure Söhne zum Dienste der Tapferkeit hin, hört auf, ihnen schon in der Kindheit Schrecken davor einzuflößen. Mögen sie fechten, ihre Mannheit und Selbstständigkeit erkämpfen. Deutsche Mütter! erinnert euch, was unsere Urmütter thaten; oft gehörte ihnen die Ehre des Siegs, wenn sie ihre weichenden Söhne höhnend auf's Schlachtfeld zurückwiesen. Krieg wird von Zeit zu Zeit seyn, so lange die

Menschen Menschen bleiben; Deutsche! fürchtet und fliehet daher nicht den Militärstand, wenn ihr als Nation euch fühlen, wenn ihr selbstständig seyn und eure Selbstständigkeit erhalten wollt.

Dentsche Väter! saget nicht, unsere Söhne werden durch mehrere militärische Jahre in ihrer bürgerlichen Laufbahn und in ihrem bürgerlichen Glücke unterbrochen! Bis zum zwanzigsten Jahre, das Gouvernement setze allenfalls noch ein oder zwey Jahre für den einen oder andern bürgerlichen Stand hinzu, haben unsere Söhne Zeit genug zur Erlernung der nöthigen Vorbereitungskenntnisse für's künftige bürgerliche Leben (ist ja dann der junge Kaufmann und Studirende in der Regel fertig); man sporne sie bis dahin an, etwas Rechtes, besonders auch Mathematik zu lernen; man suche ihre Moralität durch gute Erziehung zu befestigen, und dann mögen unsere jungen Männer getrost einige Jahre, doch hoffentlich nicht über 6, den Dienst der Vaterlands-Vertheidigung übernehmen; sie werden die Welt und mancherley Verhältnisse sehen, werden Erfahrungen sammeln, sie werden sich

im Leben und in der Welt für's Leben und für die Welt bilden; ihre Ehrliebe, ihre Kraft wird aufgeregt, — und haben die menschlichen Kräfte einmahl einen Stoß erhalten: dann findet sich der Mensch in Allem selbst zurecht. Erstaunen muß man wirklich über die Geschäftsfähigkeit sehr vieler französischen Militärs in bürgerlichen Geschäften, ob sie gleich nie dafür gebildet waren; und welche Staatsbeamte hatten, ohne wissenschaftliche Bildung unserer Zeit, die Griechen und Römer! Ja, wer sich ein Bißchen im Leben umgesehen hat, der weiß, daß ein Mann von gesundem Menschenverstande, von Selbstständigkeit, Selbstregsamkeit und Erfahrung in manchen Arten öffentlicher Aemter viele angelernte und mühsam gebildete Beamte bey weitem zurückläßt; überhaupt ist Bildung durch's Leben weit mehr werth und nützlicher für die Welt, als die bloße Bildung durch den todten Buchstaben, der so leicht Maschinen und Tagelöhner hervorbringt.

Saget nicht, deutsche Väter! unserer Söhne Moralität und Geschäftsthätigkeit leidet durch die militärische Laufbahn, sie werden verwildern. —

Eben-

Eben dadurch, daß die Söhne der gebildeteren Bürgerstände in's Militär treten, wird der Militärstand, der freylich leider bisher aus den gemeinsten Klassen bestand, sich veredeln, wird der rohe Ton sich aus demselben immer mehr verlieren, die Gebildeteren werden gute Zirkel unter sich haben, die weniger Gebildeten werden sich durch eine bessere Lebensweise jenen zu nähern, und dadurch deren Achtung und die Achtung der Offiziere zu erwerben suchen. Banget uns ja nicht vor den Universitäten, wo die Gefahr für die Moralität eben so groß, ja oft noch größer ist, als bey'm Militär, banget es Kaufleute nicht, ihre Söhne mit 18 und 20 Jahren auf Reisen, oft in entferntere Gegenden und nach großen Städten zu schicken, und sie, ohne Subordination, sich selbst zu überlassen: warum soll der Militärstand uns bangen? Gut erzogene und nicht gar zu eingeschränkt gehaltene Jünglinge kehren meist unverdorben von den Akademien zurück, warum sollten sie es nicht aus dem Militärstande? Nur erziehe man sie gut, suche aber Erziehung nicht im Dressiren und Einschränken, und mache sie in den letzteren Jahren vor-

her mit den Gefahren des Militärstandes für die Moralität zweckmäßig bekannt: und dieser Stand als solcher wird ihnen dann nicht schaden. Die schlecht Erzogenen finden auch im übrigen bürgerlichen Leben und in jedem Stande Gelegenheit genug, ihre Moralität und ihr Wohl zu untergraben. Ueberhaupt — würden die Menschen in der Erziehung und im Unterricht nicht so viel gegängelt: sie würden kräftigere, selbstständigere, moralisch-bessere Menschen seyn.

Saget nicht, deutsche Väter, deutsche Mütter; wie, wenn unsere Söhne fallen, wofür haben wir sie erzogen? Für's Vaterland — habt ihr sie erzogen, und Ehre euch! Und wofür erzieht ihr sie denn sonst! Doch wohl immer, ich hoffe es von eurer Ehre, für's Vaterland. — Das Ziel unserer Geburt ist Sterben; die Schule dieses Lebens ist dann, früher oder später, auf dem Bette oder im Felde, gemacht, unsere hiesige Bestimmung ist erreicht, wir gehen zum bessern Leben über. Ueberall sind wir unter der Obhut und Leitung der Vorsehung. Der Tod hat für den, der mehrere sterben sah, nichts Schreckliches. Mögen unsere Söhne denn hingehen und

strei-

streiten, und, wenn es die Vorsehung will, fallen. Eine sanfte Thräne sey dem Tapfern geweiht.

Nein, Deutsche! fürchtet und fliehet den Militärstand hinfort nicht mehr; habt ihn schon bey der Erziehung und bey'm Unterricht im Auge! Härtet ab eure Söhne, belebet ihren Muth, erzählt ihnen die mannhaften Thaten unserer Väter, sprecht warm an ihr Herz, an ihre Tugend, laßt einen Hauptgegenstand ihres Unterrichts die Wissenschaft der Größen seyn. Seyd Deutsche; Herrmanns und Wittekinds Geist beseele euch! Noch nennen wir ihre Namen mit heiligem Schauer, sie fochten für Freyheit, für Vaterland und Recht. Daß auch die Namen unserer Kinder mit gleichen Empfindungen die Nachwelt nenne!

XX.

Unsere Vorfahren an ihre Urenkel!

Unsere Jünglinge, welche die jetzige Conscription als ein so großes Unglück ansehen, die den Militärdienst scheuen und ihn fliehen, unsere Väter, die alles anwenden, um ihre Söhne davon zu befreyen, unsere Mütter, die jammern und ihnen nachweinen: alle diese ermanne das Bild unserer tapfern Vorfahren *)!

Unsere Väter alle waren geborne Soldaten, erst die Waffen machten den Bürger. „Waffen führen darf dem Brauche nach Niemand eher, als der Staat ihn wehrhaft findet. Dann schmückt in der Versammlung einer der Vorsteher, auch der

*) In einzelnen Stellen aus Tacitus Germania, nach der vortrefflichen Uebersetzung des Herrn Prof. Schlüter.

der Vater, oder ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Pfriem. So empfängt seine erste Ehre der Jüngling, vorher Hausgenoß, nun Mitglied des Staats." (Kap. 13.) Und muthig und kräftig fochten sie als Männer, Ehre war ihnen ein hohes Wort. „Den Schild im Stiche lassen, ist die größte Schmach. Weder bey Opfern noch in der Volksversammlung darf so ein Ehrloser erscheinen; und mancher Uebergebliebene hat diese Schande mit dem Strick beendigt." (Kap. 6.) „Im Treffen ist's Schande für den Anführer, an Tapferkeit übertroffen zu werden; Schande für's Gefolge, ihm an Tapferkeit zu weichen. Aber Schmach und Schimpf auf's ganze Leben bleibt demjenigen, der seinen Anführer überlebend die Schlacht verläßt. Ihn vertheidigen, ihn schützen, eigene Heldenthaten sogar ihm zum Ruhm anrechnen, ist heiliges Gelöbniß. Der Anführer kämpft für den Sieg, das Gefolge für den Anführer." (Kap. 14.) „Die Heerführer führen mehr durch Beyspeil an, als durch Befehl. Wenn sie wacker sind, und rüstigen Muths, und zeichnen sich aus an der Spitze: so gehorcht ihnen Bewunderung.

Sonst

Sonst aber züchtigen, oder in Fessel legen, selbst schlagen darf niemand, als der Priester." (Kap. 7.) „Sie rechnen wenig auf Glück, alles auf Tapferkeit." (Kap. 30.) „Ein vorzüglicher Sporn zur Tapferkeit ist, daß nicht etwa so, wie sie zufällig oder von ungefähr zusammenstoßen, sondern nach Familie und Nachbarschaften, sich ihr Reutertrupp oder Keil bildet. Auch ist ihr Liebstes ihnen nahe, ihre Weiber und Kinder. Ihr Zeugniß, ihr Lob ist ihnen über alles heilig und theuer." (Kap. 7.) Und wie muthig und kräftig zeigten sich die Mütter und Weiber! „Verwundete kommen zu den Müttern und Weibern; und diese scheuen sich nicht, die Wunden zu zählen und auszusaugen. Sie bringen auch den Kämpfern Speise, und ermuntern sie. Wie die Geschichte meldet, ist mehr als eine schon sinkende und wankende Schlacht von Weibern wieder hergestellt worden: sie baten und fleheten, und warfen sich den Männern entgegen." (Kap. 7. und 8.)

So, voll kriegerischen Muths und kräftigen Thuns, war ihr Name geachtet. Daher sagt Tacitus (Kap. 37.) von ihnen: „640 Jahre

hat-

hatte Rom gestanden, als man unter dem Consulate des Cäcilius Metellus und Papirius Carbo zuerst von cimbrischen Waffen hörte. Von dieser Zeit an bis zum zweyten Consulat des Kaisers Trajan werden fast 210 Jahre gezählt. So lange überwinden wir Germanien. Während dieses großen Zeitraums, welcher Verlust um Verlust! Nicht Samniter, nicht Carthager, nicht Hispanier noch Gallier, selbst Parther nicht haben uns öfter an sich erinnert. Arsaces Monarchengewalt ist nicht so zerstörend, als Germaniens Freyheit. Denn was noch sonst, als Crassus Niederlage, kann uns der Orient vorwerfen, der sogar mit Verlust seines Pacorus unter einem Ventidius erlag? Aber die Germanen haben den Carbo und Cassius, den Scaurus Aurelius und Servilius Cäpio, auch den Cnejus Manlius geschlagen oder gefangen genommen; haben dem römischen Volk fünf consularische Heere, dem Cäsar seinen Varus sammt drey Legionen entrissen. Und nicht ungestraft hat sie Cajus Marius in Italien, Julius in Gallien, Drusus und Nero und Germanicus in ihrem eigenen Lande geschlagen. Bald darauf wurden Cäsars gewaltige Drohungen zum

Ge-

Gespött. Dann war Ruhe, bis sie bey Gelegenheit unserer Zwietracht und bürgerlichen Kriege die Winterläger der Legionen stürmten, und selbst auf Gallien losgingen. Sie wurden zurückgetrieben; aber in neueren Zeiten hat man über sie mehr triumphirt als gesiegt.“ Nur von den Cheruskern sagt er Kap. 36. „den Chaucen und Catten zur Seite haben die Cherusker, nur allzulange unangetastet, einen entnervenden Frieden genossen, mehr zum Behagen, als zur Sicherheit: denn mitten unter drohenden Mächten ist Ruhe nur Täuschung; wo Faustkraft entscheidet, da kommen die Namen Mäßigung und Gutheit nur dem Ueberlegenen zu. Daher heißen die ehedem wackeren und biedern Cherusker nun Schwächlinge und Thoren. Den Catten, ihren Siegern, ward das Glück als Weisheit angerechnet.“

Nein, deutsche Söhne! seyd unserer Urväter würdige Enkel, euch schrecke nicht die Conscription; geht willig zu den Fahnen und Waffen, tragt und gebraucht sie muthig und edel!

Nachschrift.

Die Militär-Loosung ist ein Schreckenswort in unseren Ohren; ob aber in Vergleichung mit unserer vorigen Militär-Aushebungs-Art Grund dazu vorhanden ist? das verdient wohl eine nähere Erwägung. Freylich! besser wäre es, wir ständen auf dem Punkt der Kultur, daß wir keine Kriege mehr hätten, daß statt der stehenden Heere die ehemahlige Dienstart wieder einträte, und daß nur Vertheidigungs-Kriege die Regel machten. Aber muß einmahl stehendes Militär da seyn, dann dürfte der vormahligen Aushebungsart die Loosung vorzuziehen seyn. Denn verhehlen können wir es uns nicht, daß die Zeit der Canton-Revisionen sonst eine Zeit des Schreckens und vieler Gräuel waren. Wer die Schleichwege wußte, sie gehen, und Geld wagen wollte, der ging häufig mit hohen Schuhen durch; auf diejenigen, welche jenes nicht wollten und dieses nicht konnten, haftete meistens die Last. Die Kanton-Revision war das Donnerwort, welches die Despotie und die Geldschneiderey vieler Unterbeamten, (Ehre denen, die Ausnahmen mach-

machten!) begründete. Man durfte nur einigen Kanton-Revisionen beywohnen, man durfte nur selbst Söhne haben, und die vielen besonderen Umstände erfahren; man darf sich nur an die vielen falschen Atteste, und an die Geldspendungen, welche sich jährlich in die vielen Tausenden beliefen, erinnern, und man wird gewiß der ehemahligen Aushebungsart das Wort nicht reden.

Jetzt sollen alle Unterthanen, reich oder arm, vornehm oder gering, gleich seyn, und das Loos soll entscheiden. Unser Verstand erkennt, daß das Recht ist. Ist doch der Wohlhabende vornehmlich, und mehr als der Arme und Geringe zum Dienst für's Vaterland verpflichtet; und er wird ein besserer Soldat. Der Staat will, soll es wohl um ihn stehen, keine Söldner und Kriegsknechte; er will freye Männer, die für Ehre fechten. Um den Flor von Griechenland und Rom stand es so lange wohl, als jeder Bürger, wenn er in das Jünglingsalter trat, den Kriegsdienst nicht floh; auch unsere tapfern Vorfahren waren geborne Soldaten. — Bestimmt das Loos, geht es dabey völlig legal her, dann sind alle Bürger gleich vor dem Gesetze; eine schwarze Quelle von Inmora-

litát

lität wird verstopft, dem Bestechungswesen und despotischer Zügellosigkeit vieler Unterbeamten wird ein Todesstreich versetzt; freyer kann und wird dann jeder gegen Unrechtlichkeiten und Bedrückungen der ihm vorgesetzten Beamten sprechen, und sich beschweren, wogegen manche bisher vieles in stiller, aber den Menschen und freyen Bürger entehrender Duldung über sich ergehen lassen mußten, so wenig die höheren Behörden das wollten und wußten. — Zum Schlusse stehe hier eine Stelle aus einem Briefe Johanns v. Müller an den Herausgeber, geschrieben kurz vor des ersteren Tode: „Es kömmt auf einige Formen an, wodurch die Maßregel (die Conscription) populär würde, sonst behaupte ich, daß sie für die Nationen die größte Wohlthat ist. Was ist der Mann, der nicht versteht, sich zu wehren!"

XXI.

Was darf unser Zeitalter von den Kräftigern der Nation erwarten?

Ueberall stürzen die alten Formen zusammen. Die Welt ist im Kreisen, eine neue Ordnung der Dinge beginnt; so will es die ewige Vorsehung, deren Finger wir unverkennbar in den Weltbegebenheiten unserer Zeit erblicken.

Alle unsere langgewohnten Geleise werden verrückt; ist's ein Wunder, daß sich eine Dumpfheit der Empfindungen, eine Gleichgültigkeit gegen die Welt, ein Wanken im Glauben, ein Ermatten im Wirken unserer bemächtiget? Selbst die Kräftigern ergreift dieser Wirbel der Zeit.

Möge nur diese dumpfe Stimmung nicht zu lange währen, möchten wir uns bald ermannen, und im lebendigen Vertrauen auf die Gottheit,

welche die Schicksale der Menschen und Welten mit Weisheit und Güte lenkt, auch unter den neuen Formen unsere Ruhe und Zufriedenheit wiederfinden! Wenn wir am Grabe unserer Geliebten stehn, so weinen wir bitter, wähnen unsere Thränen unversiegbar, unsern Schmerz unwandelbar, und unsere Ruhe und unsere Freude am Leben auf immer verloren. Aber die Zeit mildert unseren Schmerz, trocknet unsere Thränen, macht uns wieder empfänglich für das Leben und seine Freuden, wieder wirksam für den Kreis unserer Pflichten.

Von den Kräftigern der Nation dürfen wir erwarten, daß sie sich zuerst, daß sie sich bald ermannen. Mehr als je zuvor nimmt die Menschheit ihre höhere Kraft, ihre Wirksamkeit in Anspruch. Ihnen liegt es ob, für die Vervollkommnung und Güte der neuen Formen zu arbeiten und für die Zurückführung eines, den Menschen in der Regel, so nöthigen und nützlichen Geleises nach allen Kräften zu wirken; ihnen liegt es ob, den wankenden Glauben an die Vorsehung und an das Höhere im Menschen wieder herzustellen und zu stärken, zu wirken, daß der

Rückschritt in der Kultur und Humanität, welchen das Menschengeschlecht laut der Geschichte bey jeder Weltkrise macht, nicht so stark sey und so lange dauere, daß vielmehr der nachfolgende Fortschritt um so eher und rascher uns dem hohen Ziele menschlicher Entwickelung nähere; ihnen liegt es ob, die Moralität, welche einen gewaltigen Stoß erlitten hat, ins Leben der Menschen zurückzuführen, und ihr Reich zu erweitern und zu befestigen; dahin zu wirken, daß Ruhe und Zufriedenheit in die Gemüther der Menschen zurückkehre, zu dem Ende sie insbesondere mit den neuen Formen gehörig bekannt zu machen, und das Gute, welches darin liegt, aufzusuchen und ins Licht zu stellen.

Alles dieses kann durch kräftige That, zugleich aber durch Rede, in der eine ungeheure Kraft und Wirksamkeit liegt, geschehen.

* * *

Groß sind die Kräfte im Menschen! Nur den Muth nicht verloren, nur aufgestrebt, und der kräftig Wollende eröffnet sich eine reichere, selbstständigere Quelle. Dreymahl schlug Moses mit seinem Stabe an den Felsen, da sprudel-

te ein reicher Born hervor, und sein lechzendes Volk tanzte bald erquickt und wohlgemuth um die Quelle.

Auf denn, kräftige Männer des Vaterlandes, handelt und redet, wie es für unser Zeitalter Noth thut! Euch segne die Menschheit!

XXII.

XXII.

Lebensweisheit *).

Einige Haupt-Haltungspunkte fürs Leben **).

Der lebendige Glaube an eine gütige Vorsehung, und das feste Vertrauen auf sie ist ein Kleinod, wel-

*) Man unterscheidet, und mit Recht, Lebensweisheit und Lebensklugheit. Jene bezieht sich auf reine Veredelung des Menschen als geistigen, moralischen Wesens, diese auf verständiges Benehmen im gewöhnlichen Leben, um in demselben nach den bürgerlichen Verhältnissen so glücklich, als möglich zu leben. Jene abstrahirt ihre Maximen aus der Natur und der hohen Bestimmung des Menschen, ohne Eigennutz, diese nimmt die Vortheile des Lebens zu Beweg- und Bestimmungsgründen. Indeß greifen oft beyde sehr nahe in einander.

**) Eine kurze Uebersicht weniger, einfacher Hauptsätze ist uns fürs praktische Leben mehr werth,

welches uns nie unglücklich werden läßt. Die Ueberzeugung, Gott macht Alles wohl, ist auch so schwer nicht, wenn wir auf die Welt und auf das, was um uns vorgeht, achten. Fragen wir unser Leben und die Geschichte; es gab Zeitpunkte, die ein zweifelhaftes, oft schreckliches Dunkel umhüllte, und doch erhellte sich wieder die Zukunft.

* * *

Nicht Genuß, ungestörter Genuß ist hier unsere Bestimmung, das Höhere ist hier Uebung, Ausbildung. Faßten wir diesen Gesichtspunkt fest, wir erwarteten weniger, jagten weniger nach Scheinbildern, und jammerten nicht über das Unangenehme.

* * *

Die äußern Dinge sind nicht in unserer Gewalt, aber die Vorstellungs-Art von ihnen, die Art, wie wir uns eine Sache in Beziehung auf uns als nützlich oder schädlich, angenehm oder unangenehm, nothwendig oder entbehrlich denken,

diese

---

als ein dickes Buch. Sie vergegenwärtigen sich besser, und bilden durch die Zusammenstellung in der Kürze ein einfaches Ganzes.

diese ist in einem hohen Grade in unserer Gewalt. Und von den Ansichten des Menschen hängt seine Gemüthsruhe, seine Zufriedenheit ab.

* * *

Werde nicht müde, Gutes zu thun, laß Schwierigkeiten und Mangel an glücklichem Erfolge dich nicht abschrecken. Strebe muthig fort auf dem Pfade des Guten; die Absicht gibt der Handlung Werth, nicht der Erfolg, und in dem Wollen des Guten liegt der Lohn.

* * *

Sey durchaus wahr, suche nicht mehr zu scheinen, als du bist. Thue nichts, um zu glänzen, thue Alles, um zu seyn. Laß Vortheile dich nie zu einer Unwahrheit verleiten. Wahrseyn ist die höchste Stufe des menschlichen Charakters.

* * *

Sey offen, aber mit Klugheit. Ohne diese ist Offenheit ein Stein, worüber wir bey jedem Schritte straucheln, unsere gute Absicht nicht nur verfehlen, sondern viel Gutes hindern, was wir stiften könnten.

* * *

* * *

Sey strenge redlich; erlaube dir auch nicht die kleinste Unredlichkeit. Das gibt einen offenen Blick, und erwirbt dir das Zutrauen Anderer.

* * *

Werde Herr deiner Neigungen und Leidenschaften; das macht dich weise, und lehrt, die Dinge nach ihrem wahren Werthe schätzen.

* * *

Suche Herr deiner Thätigkeit zu werden; laß nicht Laune, sondern Pflicht deine jedesmahlige Thätigkeit bestimmen. Ohne dieses gelangen wir nie zur Zufriedenheit in unseren Geschäften.

* * *

Ordnung in den Geschäften erleichtert sie uns nicht nur, sondern wir gelangen auch ohne sie nie zur Zufriedenheit mit uns selbst.

* * *

Ordnungsliebe überhaupt gewährt uns tausendfache Vortheil, und sichert uns insbesondere eine gewisse Behaglichkeit. Unordnung legt uns tausendfache Hindernisse in den Weg, und verscheuchet die Zufriedenheit von uns.

Lerne,

* * *

Lerne wenige Bedürfnisse haben. Dieses sichert dir deine Selbstständigkeit, und gibt dir eine Erhabenheit über viele Schicksale des Lebens.

* * *

Erwarte nicht viel, und wünsche wenig. Deine Ruhe wird dann selten getrübt werden!

XXIII.

Lebensklugheit, Lebensglück.

Einige Regeln zum glücklichen und frohen Leben.

Sey mäßig in allen Genüßen des Lebens, vornehmlich in den physischen, im Essen und Trinken, auch im Schlafen. Der Mensch bedarf zum Leben nicht viel; wir essen, um zu leben, wir leben nicht, um zu essen. Von Mäßigkeit hängt Gesundheit ab, und von der Gesundheit das Lebensglück. Man ist sehr elend, wenn man nicht gesund ist.

Sey thätig, thätig überhaupt, und vornehmlich in deinem Berufe. Hüte dich vor Trägheit, dem Trägen ist alles schwer. Nur in bestimmter Thätigkeit, in der treuen Erfüllung seiner Pflichten kann der Mensch dauernden Frohsinn finden. Damit verträgt sich aber doch die weise Lebensregel: arbeite nicht zu viel,

hüte

hüte dich vor dem Arbeiten zur Nachtszeit, und mache dir täglich körperliche Bewegung in freyer Luft als Regel zur strengen Pflicht; dadurch erhält man bey der Arbeit seine Gesundheit. Arbeite doch ja viel stehend, und nur abwechselnd sitzend und dieses in gerader Stellung, so daß der Unterleib nicht gedrückt wird. Das Zuviel bey der Arbeit merkt man Anfangs nicht, dann aber, wenn man es fühlt, ist es zu spät. Ein Haupterleichterungsmittel in allen Arbeiten ist übrigens Ordnung.

Ein Hauptbestreben sey ein ordentliches, sorgenfreyes Auskommen. Hierauf beruhet vornehmlich das Lebensglück. Ist man auch noch so gut und geschickt, so gleicht man doch ohne jenes dem Baume im kümmerlichen Boden, man ist unglücklich und kann nur halb so viel Gutes wirken; nichts drückt mehr, als Nahrungssorgen. In dieser Hinsicht darf man nicht zu uneigennützig und zu freygebig seyn, sondern sich ordentlich bezahlen lassen, was man billiger Weise verdient. Die erste Pflicht des Menschen ist die gegen sich selbst, die zweyte die gegen seine Mitmenschen. Hier-

in zu uneigennützig und zu liberal seyn, ist romanhaft, und romanhaft seyn, taugt nicht für diese Welt. Haben wir erst einen festen, sorgenfreyen Fuß gefaßt, dann folge man immerhin dem Hange, ganz uneigennützig für Andere zu wirken. Indeß schließt jenes nicht aus, daß man in Fällen, wo Ehre und die Pflicht der Wohlthätigkeit gegen Bedrängte es fordern, Andern ganz uneigennützig diene, nur muß man sich Uneigennützigkeit nicht zur Regel machen, sondern sich von dem, der es kann, ordentlich seine Dienste bezahlen lassen.

Strebe nicht nach einem zu weiten Wirkungskreise, wenn dir deine Ruhe lieb ist. Auf einem mäßigen Wirkungskreise, dessen Pflichten man aber ganz und mit möglichster Treue zu erfüllen sucht, beruhet das Lebensglück. Nur wenig Menschen sind von der Vorsehung zu einem weiten Wirkungskreise bestimmt, ihn suchen muß man nicht. Wenn er uns sucht, so folge man dem Rufe, aber erwarte dann nicht viel sogenanntes, gewöhnliches Lebensglück. Klein und rein, sagt das Sprichwort,

und wahr ist es, eigentliches Lebensglück findet man nur da.

Vornehmlich hüte dich, mehrerley Geschäfte, besonders ganz verschiedenartige und sich einander hindernde zu unternehmen, wenn dir der gute Erfolg deines Gewerbes, deine Ruhe und dein Lebensglück lieb sind. Man muß nicht mehr unternehmen, als man füglich übersehen und mit seinen Kräften ausrichten kann. Insbesondere übernehme man nichts, was man nicht genau kennt, man muß sonst gar zu viel durch Schaden lernen. Das beste ist immer, bey seinem erlernten Fache zu bleiben, und dieses mit möglichster Treue, Fleiß und Sorgsamkeit zu betreiben, wenn sich dabey auch manche Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten finden. Nur Geduld und Ausdauer! Sollten aber wichtige Gründe eintreten, welche die Veränderung seines Gewerbszweiges anrathen, dann unternehme man jedes Neue doch erst nur im Kleinen, und suche sich auf diesem Wege vorher genaue Kenntniß von demselben zu erwerben; die Schäden sind so nur klein und man sammelt

Erfahrung. Wichtig hiebey ist, nicht zu viel von dem neuen Geschäft zu erwarten, insbesondere hoffe und erwarte man dabey nicht zu viel von Andern. Man stütze und verlasse sich vornehmlich auf seine eigene Thätigkeit, und vergleiche vor allen Dingen die vorhabenden Unternehmungen genau gegen seine Kräfte, sowohl körperliche als geistige, mit seinem Temperament, seinen Umgebungen, seinem Vermögen.

Willst du ein ruhiges, frohes Leben führen: so beschränke deine Wünsche in Beziehung auf äußere Glücksgüter, hoffe nicht zu viel von deinen Unternehmungen und gib deine äußere Glückslage ruhig der Vorsehung hin. Ein besonderes Glück machen nur sehr wenige, erwarte nicht, zu diesen wenigen zu gehören. Wenn man Nahrung und Kleidung hat, so lasse man sich genügen; zum frohen, glücklichen Leben gehört nicht viel. Wird dir aber ein besonderes Glück zu Theil, so benutze es weise, und bleibe ja demüthig, denn besonderes Glück verdanken wir wenig uns selbst, meist allein den Umständen.

Man

Man hüte sich vor dem sogenannten Planmachen, oder vielmehr, man mache keine zu weit reichende Plane. Im Ganzen und aufs Ganze reicht wahrlich unser Verstand nicht weit. Gewöhnlich verliert man über dem Planmachen die Gegenwart aus den Augen, lebt in der Zukunft, und thut das nicht mit ganzem Eifer, was uns zunächst obliegt. Hier heißt es mit Recht, sorge nicht für den andern Tag, sondern überlaße die Zukunft ruhig der Vorsehung.

Ist deine Ruhe dir lieb: so hüte dich vor Schulden, wenn du nicht völlig gewiß bist, deine Gläubiger, wenn es verlangt wird, zur gehörigen Zeit unfehlbar zu befriedigen; nimm nicht mehr fremdes Geld in dein Gewerbe, als du mit dem deinigen und dem sichern Produkt deines Gewerbes decken kannst. Gehe insbesondere bey gewagten Geschäften mit der größten Vorsicht zu Werke, und setze dabey nie fremdes Geld aufs Spiel, wenn es dir Ernst ist, ein redlicher Mann bleiben zu wollen.

Wem seine Ruhe lieb ist, der hüte sich vor Gemeinschaft und gesellschaftlichen Verbindungen;

gemeinschaftliches Mein und Dein ist eine gefährliche Klippe, selten ist es, daß nicht daraus mancherley Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten hervorgehen. Besser ein so viel kleineres Geschäft allein betreiben, als ein dreyfach größeres in Gemeinschaft; für sich allein handelt man nach seiner besten Einsicht, und ist weit unabhängiger. Hat man aber ja Gesellschaft, so lasse man zur Vermeidung alles Zwistes lieber fünf gerade seyn.

Strebe nach Selbstständigkeit, mache dich von Andern, von den äußeren Umständen, und von Bedürfnissen so unabhängig, als möglich. Wähne dich insbesondere nicht zu abhängig von den äußeren Umständen, suche dich vielmehr über dieselben zu erheben, Herr deiner selbst in Beziehung auf sie zu seyn; verliere nie das Vertrauen zu dir selbst und zu deinen Kräften, hierauf beruhet unsere Zufriedenheit, unser Glück, unsere Lebendigkeit, unser Unternehmungsgeist.

Bestrebe dich, nach Möglichkeit Gutes zu wirken, aber werde nicht muthlos, wenn der Erfolg deiner Absicht nicht entspricht. Des Er-

folgs

folgs sind wir selten Herr, er hängt von zu mancherley Umständen ab, die außer unsern Kräften liegen. Genug, wenn unsere Absicht gut und verständig war, nur diese kommt bey Gott, und bey dem Weisen in die Wageschale.

In unangenehmen Verhältnissen, die dich durch Zufall treffen, oder worin du durch nicht ganz überlegte Entschlüsse gerathen bist, ermanne dich und suche die angemessenen Mittel zu ergreifen, um dein Versehen, oder deren Folgen möglichst zu heben und dich wieder herauszuarbeiten, z. B. durch gehörige Einschränkung deiner Plane, durch Sparsamkeit und dergleichen. Muth verloren, alles verloren; daher hüte dich vor Ermattung.

Bestrebe dich, mit Besonnenheit und nach Grundsätzen zu handeln; aber willst du mit Ruhe durchs Leben gehen: so sey nicht einseitig und zu fest in angenommenen Grundsätzen. Sonst finden wir nur zu oft in dem Leben Steine des Anstoßes. Wir leben in Verbindung mit vielen Andern, und in einer unvollkommenen Welt. — Handele insbesondere im öffentlichen Leben nicht zu fest nach Grundsätzen; handele

für dich redlich und gewissenhaft, aber bleibe ruhig bey dem, was du nicht ändern kannst. Denk immer, man kann in der Welt nicht alles ändern.

Strebe nicht allzusehr nach der dir vorgesetzten Vollkommenheit, wenn du nicht oft unnöthig deine Lebensruhe aufopfern willst. Menschliche Vollkommenheit ist in diesem Leben unser Ziel; künftig weiter! Sey daher nicht zu gerade und offen; man macht sich dadurch oft unnöthigen Verdruß und Feinde, ohne Gutes dadurch zu bewirken. Setze dich nicht zu sehr über die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft weg; man hält dich für einen Sonderling und nicht so viel kannst du unter den Menschen wirken. Sey auch nicht zu gefällig, zu zuvorkommend, zu höflich, auch nicht zu bescheiden; alles dieses wird nur zu häufig mißverstanden, mißdeutet und wirklich gemißbraucht.

Willst du um vieles ruhiger und glücklicher durch die Welt gehen: so sey zwar strenge gegen dich, aber sehr nachsichtig gegen die Schwächen und Fehler Anderer. Die meisten Men-

schen

schen sind eigentlich weder gut noch böse, sie handeln meist zufällig, und alle Menschen, und auch wir selbst sind schwach. Suche die Herrschaft über dich zu erlangen, über die Fehler Anderer dich nicht zu ereifern, und lerne jede Art von Widerspruch ruhig ertragen.

Vertraue nicht zu viel auf die Menschen, und erwarte überhaupt nicht zu viel von Andern, aber laß doch ja auch die Menschen nicht zu viel von dir erwarten; ihr Urtheil über dich ist sonst immer strenger, und du bist weniger im Stande, ihre Erwartung zu befriedigen. Am ruhigsten geht man den Gang durchs Leben, wenn man sich nicht auszuzeichnen, sondern den Weg der gewöhnlichen tagtäglichen Menschen zu gehen scheint. Uebernimm und versprich insbesondere Andern nichts mehr, als du füglich halten und ausrichten kannst, ohne dich mit Arbeiten all zu sehr zu überhäufen.

Strebe doch ja auch nicht sehr nach dem Beyfall Anderer, sey vielmehr, wenn dir deine Ruhe lieb ist, gleichgültig gegen denselben; sey selbst gleichgültig gegen das Anerkennen deiner selbst und der Redlichkeit deiner Handlungsweise,

gleichgültig gegen die Achtung oder Nichtachtung der Menschen, nur handele, daß du deiner eigenen und der Achtung Anderer werth seyst.

Die reinsten und einfachsten Freuden des Lebens sind die häuslichen. Suche in der Häuslichkeit dein Glück, in ihr ist es am sichersten zu finden. Willst du es finden: so sey vornehmlich sanft, mild, nachsichtig in deinen häuslichen Verhältnissen. Vollkommenheit finden wir in dieser Welt nicht, und müssen sie daher auch nicht erwarten.

Nur wenige sind ihr ganzes Leben hindurch frey von körperlichen Leiden. Laß dann deine körperlichen Empfindungen von Krankseyn und Unbehaglichkeit dich nicht beherrschen. Suche Herr zu seyn über deine Gefühle. Merke nicht zu leise auf deine körperlichen Empfindungen, und gib dich nie denselben ohnmächtig hin. Viel vermag der Mensch durch die Kraft des Gemüths.

Laß die Zeitumstände der Welt nicht zu viel Einfluß auf dich, auf deine Gemüths-Ruhe haben. Auch die widrigsten gehören in den Plan

des Ganzen. Vertraue muthig der Vorsehung und harre einer bessern Zukunft.

Strebe nach einem leichten Sinne ohne Leichtsinn, und nimm es überhaupt in der Welt nicht allzugenau. Wir gehen dann leichter und froher durchs Leben und ersparen uns manchen Verdruß.

XXIV.

Die weissen Häuser.

Die auswärts geweißten Häuser machen zwar kein übles Ansehen; allein sie sind eine böse Sache für die Nachbarn. Aus dem trefflichen Büchelchen: Büsch, Sömmering und Lichtenberg über die Augen, ist es bekannt, wie schädlich für die Augen ein fehlerhaft einfallendes, oder zu grell zurückprallendes Licht ist. Man hat Beyspiele, daß Leute dadurch blind geworden sind. Wie sehr nun solche gegenüber stehende weisse Häuser ein falsches Licht geben, und wie sehr sie insbesondere bey darauf fallendem Sonnenschein die Augen angreifen, weiß der, der schwache Augen hat. Was aber den schwachen Augen schadet, schadet auch den starken, nur nicht sofort, sondern nur auf die Dauer fühlbar. Weiß man ja auch, daß in Marocko

durch

wegen weißer Uebertünchung aller Häuser ein großer Theil der Einwohner der Stadt blind ist.

Wähle man daher doch lieber eine andere Farbe zum äußern Anstrich der Häuser!

XXV.

Die runden Tische.

Ich lobe mir unsere Alten und ihre runden Tische; da ging es lustig her im Ritterkreise. Aber die Mode verdrängte die runden Tische, und mit ihnen floh die Geselligkeit und gesellschaftlicher Scherz. Unsere jetzigen Tische beschränken bey etwas größern Gesellschaften das Gespräch auf die Nachbarn; eine ungesprächige Nachbarschaft, und man sitzt einen ganzen Abend stumm, und langweilt sich baß, abgerechnet, wenn Essen und Trinken für den Einen oder Andern Gesellschaft und Vergnügen genug ist. Will man mit einem etwas entfernter sitzenden Freunde sprechen, so ist die Stellung sehr gezwängt, und froh bricht man bald ab; selbst die Stellung gegen den Nachbarn schon ist gezwängt. Will man vollends mit einem etwas hoch sitzenden Tischgenossen sprechen, so muß man schreyen;

zu

zu einem allgemeinen Gespräch kann es an einem solchen langen Tische nie kommen.

Ganz anders ist es mit den runden und ovalen Tischen. Da sieht sich die ganze Gesellschaft, und das schon bringt einander näher; ist nur ein guter Gesellschafter am Tische, der macht die ganze Gesellschaft heiter, jeder kann das Gespräch hören und daran Theil nehmen; leicht mag es, daß einer aus der Gesellschaft munter ist oder es wird, und nun verbreitet sich Munterkeit über den ganzen Kreis, denn leicht erfreuet der Wein des Menschen Herz. Auch kennt man, ein großer Vorzug! an runden Tischen kein Oben oder Unten, die leidige Etiquette fällt weg, alle sind gleiche Tischgenossen, und das verscheuchet die Steifheit, diese Feindin gesellschaftlicher Freuden. Die Aesthetiker nennen die runde die Schönheitslinie, und wirklich sie hat und sie gewährt viel Angenehmes und Gutes.

Also runde Tische, und dann — nur ein Paar gute Schüsseln darauf, und Geselligkeit und wahre gesellschaftliche Freuden werden in unsere Zirkel zurückkehren. Nichts bringt mehr Steifheit in eine Gesellschaft, als viele Gerich-

te,

te, wodurch man überdies seinen Gästen das Compliment macht, daß Essen ihre Bestimmung, der Grad ihrer Bildung also der Thierheit am nächsten sey.

Gut — die runden Tische haben angefangen, wieder Mode zu werden, und die Paar Schüsseln werden die Zeiten uns bringen!

(Geschrieben im Nov. 1807.)

XXVI.

XXVI.

Wer auf einmahl viel nimmt, versteht sich schlecht auf seinen Vortheil.

Man siehet mannichmahl Leute, die auf einmahl reich werden wollen; aber sie spannen die Pferde hinter den Wagen. Sie übernehmen mit ihren Waaren die Leute, daß ihnen die Augen übergehen, oder geben ihnen schlechte Sachen, und lassen sie sich zahlen, als wären es die besten. Die närrischen Leute! Sie denken wohl nicht, daß der, den sie einmahl übernommen haben, ihnen so leicht nicht wiederkommt, und daß der, der einmahl Krätzer wie alten Wein bezahlt hat, nachher entweder gar nicht trinkt, oder wenn er Ehrenthalber nicht vorbeykommen kann, ein Schöppchen fordert, wo er sonst eine Bouteille oder noch wohl mehr trinken würde. Die guten Leute verstehen das Rechnen nicht,

denn

denn sonst wüßten sie, daß ein mäßiger Vortheil, den man oft hat, mehr auf die Summe bringt, als ein doppelter, den man nur einmahl macht. Und dabey erhält man seine Ehre und Reputation, bringt Segen auf das, was man hat, und fällt nicht in die Klasse der Beutelschneider. Ehrlich währt am längsten, sagten unsere Alten. Und wahrlich, wer seinen Vortheil versteht, sollte eben um seines Vortheils willen schon ehrlich seyn!

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mallinckrodt, Arnold

Kleine Beyträge fürs practische Leben

Dortmund [1815]

Ph.pr. 794 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041211-5